Ulrich Middeldorf

UEBER

REINHEIT

DER

BAUKUNST

AUF

GRUND DES URSPRUNGS

DER VIER HAUPT-BAUSTYLE

VON

P. W. FORCHHAMMER.

MIT NEUN BILDTAFELN.

HAMBURG.
PERTHES-BESSER & MAUKE.
1856.

DEM ANDENKEN

AN DIE FREUDE

IN WEITEN KREISEN LAUT BEZEUGTE

UND STILL GEHEGTE

OB DER GENESUNG

DES HOHEN DEUTSCHEN BAUHERRN

KÖNIGS LUDWIG VON BAYERN

UND DER HOFFNUNG

DIE VORSEHUNG WOLLE IHM GEWÄHREN

DES DENKMALS

AUF HOHEM FELS AM STOLZ WALLENDEN STROM

MAHNEND ZU KRAFT UND BEHARREN

IM EDLEN DIENST

DER FREIHEIT

DES MÄCHTIGEN DENKMALS

GROSSER KÄMPFE UND GROSSER SIEGE

VOLLENDUNG

ZU ÜBERLEBEN

IN GLÜCKLICHEN JAHREN.

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/ueberreinheitder00forc

In Athen, dessen Gebiet nicht grösser war als das Dreieck zwischen Hamburg Lübeck und Kiel, lebte zur Zeit der höchsten, bisher nicht wieder erreichten Blüthe geistiger Entwickelung der Architekt Hippodamos. Er war geboren in dem glücklichsten, jetzt fast verödeten Strich Landes, in dem Ionischen Klein-Asien. Der Besitz einer umfassenden Bildung stellte ihn unter die Besten seiner Zeit; in seiner Kunst aber war er wie wenige ein Meister. Er hatte das Glück, dass ihm die grössten architektonischen Aufgaben zu Theil wurden. Nicht nur Wohnhäuser, Staatsgebäude, Tempel, Theater hatte er zu bauen, sondern ganze Städte. Drei unter den durch ihre Schönheit berühmtesten Städten des Alterthums waren nach seinem Plan und durch ihn erbaut. Wahrscheinlich auf Betrieb des Perikles übertrugen ihm die

Athener den Bau des Piräus, und nannten den Marktplatz daselbst ihm zu Ehren die Hippodameia. Als dann die Athener in der Nähe des zerstörten Sybaris die Stadt Thurii in Unteritalien gründeten, war Hippodamos wieder der Stadterbauer. Zuletzt baute er die schönste der Städte, Rhodos, auf der gleichnamigen Insel. Freilich hatte er wohl in einer Beziehung leichter bauen, als viele andere. Weder Privatinteresse noch Unwissenheit noch Laune hatten ihm etwas darein zu reden. Seine Auctorität gründete sich aber auch nicht bloss auf seine architektonischen Kenntnisse, vielmehr betheiligte er sich auch an andern Wissenschaften. Wie er sich mit der gesammten Naturkunde beschäftigte, so war er unter allen der erste Privatmann, der über die beste Staatsverfassung schrieb, und jemehr im Alterthum die Begriffe Stadt und Staat zusammenfielen, desto mehr musste die vom Architekten zu aller Zeit geforderte universelle Bildung ihn, den Städteerbauer, auf Fragen führen, die mit dem Bau des Staats zusammenhingen. Unter mehreren von ihm zuerst angeregten Ideen werden uns vom Aristoteles drei genannt, die wir hier erwähnen wollen. Er zuerst hat darauf gedrungen, dass für wichtige Erfindungen vom Staat Belohnungen zuerkannt würden; er zuerst hat gefordert, was hernach in Athen und später in vielen Staaten ausgeführt ist, dass die Kinder der im Kriege Gefallenen von Staatswegen ernährt und auferzogen würden; er endlich ist der Erfinder der Apellations-

gerichte — da früher von einer Berufung von einem Gericht auf ein höheres nicht die Rede gewesen war.

Wenn nun die Architektonik diesen Meister dahin führte, dass er sich zugleich so grosse Verdienste um das erwarb, worin wir einen besonderen Ausdruck höherer Bildung erkennen, so wird es wiederum jeden Gebildeten anziehen, einen Blick in die Architektonik zu werfen. In der That steht die Baukunst mit vielen Fächern des menschlichen Wissens in so naher Verbindung, dass Vitruv fast alle Wissenschaften seiner Zeit als Hülfswissenschaften der Architektur aufzählt. Auch giebt es vielleicht keine Kunst, die so sehr jedermann zur Beurtheilung ihrer Werke gleichsam herausfordert, da sie dieselben meistens vor aller Augen „am Wege" aufführt. Ueberdies ist sie unter allen Künsten die ethisch reinste. Ein Gedicht kann schlecht sein ethisch und poetisch. Ein graphisch ausgezeichnetes Gemälde kann in ethischer Beziehung sehr verwerflich sein. In einem guten Bau befasst das architektonisch Gute in sich die Correctheit und davon abhängige Schönheit und mit dieser eine ethische Höhe, deren innerer Gehalt eben so unbegrenzt wie ihre Wirkung unmessbar ist.

Indem wir nun jene Theilnahme für die Baukunst und die Reinheit derselben bei der Mehrheit der Gebildeten voraussetzen, wollen wir die Aufmerksamkeit derselben zunächst auf vier der bekannteren Baustyle lenken, welche sich zugleich als die vier

Cardinal- oder Haupt-Baustyle zeigen werden, auf den Aegyptischen, den Griechischen, den Rundbogen- und den Spitzbogen-Styl.

Unsere Bildtafeln geben Proben von jedem derselben, die den meisten Lesern bekannt sein werden. Auch haben viele von dem Eindruck, den jene Gebäude machen, gehört oder ihn selbst erfahren, und oft vielleicht in Kunstgeschichten gelesen, dass die Absicht, diesen Eindruck hervorzubringen, die Ursache und der Anfang der Erfindung des Styls sei. Von den Aegyptischen Tempelbauten wird uns in einem ausgezeichneten Werk gesagt, sie seien auf Ernst und Schweigen berechnet, die schräg gerichteten Aussenseiten sollten dazu dienen, um die feste Abgeschlossenheit des Tempels auszusprechen, — oder es soll der Grund für die schräge Richtung der Mauer bei diesen Gebäuden augenscheinlich in der Sorgfalt für die Solidität mit Rücksicht auf die steigenden Wasser des Nils liegen. — Endlich heisst es: darin liegt die Meisterschaft der Urheber jener Bauten, dass sie den richtigen Ton, der so genau mit den Umgebungen (den weiten Bergzügen, dem grossen Strom, dem ungetrübten warmen Lichte der südlichen Sonne) harmonirte, zu finden wussten. Ja, derselbe Schriftsteller geht so weit zu behaupten, dass Zeichnungen dieser Gebäude auch diejenigen, die die Gegenden nicht gesehen, den Charakter jener Natur besser kennen lehren, als landschaftliche Zeichnungen.

Von den Griechischen Tempeln, namentlich von dem Dorischen Baustyl sagt ein Anderer: die Einfachheit dieses Stammes in Sitte und Lebensweise, das Gediegene seiner körperlichen und geistigen Constitution drückt sich in seiner Architektur aus. Und einer der ausgezeichnetsten Bearbeiter der Griechischen Tektonik giebt sich alle Mühe, um dem Dorischen Steinbau den Ruhm der Ursprünglichkeit zu gewinnen, und die Idee einer Nachbildung der Holzconstruction von diesen Tempeln zurückzuweisen. — Dagegen soll der Ionische Baustyl mit seinen leichteren schlankeren Säulen, deren Basen und verzierten Capitälen aus dem leichteren Character dieses Stammes hervorgegangen sein, ganz gesondert von dem älteren Dorischen Baustyl, dessen Säulen manche gerne aus Aegypten herleiten möchten, obgleich bei diesen ausser der aufrechten Stellung alles andere anders ist.

In Rom finden wir vorherrschend den Gewölbbau mit Kreis- oder Rundbögen. Von dieser Architektur heisst es, als hervorgegangen aus dem Character des Volks, sie sei stolz, emporstrebend, mächtig, kühn, den Zeiten trotzend. (Ihre Werke liegen fast alle in Ruinen oder sind gänzlich verschwunden.)

Endlich im Spitzbogen offenbare sich die christliche Baukunst. Die zum Himmel hinaufführende Religion habe die zum Himmel aufstrebenden Säulen und Spitzbogen geschaffen.

Wir bedauern nun alle diese Sätze, sofern sie den Ursprung, die Genesis der Baustyle angeben sollen, bekämpfen und verneinen zu müssen. Auf die Wahl des schon vorhandenen Styls und die vollendetere Ausführung des Bau's mögen in einzelnen Fällen einige jener Ideen, und namentlich in Beziehung auf den Spitzbogen-Styl, Einfluss gehabt haben, auf die Erfindung des Styls, auf dessen ursprüngliche Anwendung haben sie keinen Einfluss gehabt.

Wir werden nun die genannten vier Baustyle einer näheren Betrachtung unterziehen. Indem wir auf die weitläuftige Widerlegung fremder Meinungen verzichten, werden wir suchen aus den Anfängen, aus dem ersten Entstehen der Baustyle ihr Wesen und ihre Unterschiede begreiflich zu machen. Wir bauen dabei auf den alten und bekannten Satz dass der Anfang die Hälfte des Ganzen.

Wer ein Gebäude, ein Staatsgebäude oder eine Wohnung oder einen andern Bau aufführen will, der sucht sich erst über das Ziel, den Zweck des Ganzen und die Beziehung der Theile zu diesem Ganzen klar zu werden. Er macht sich ein Programm für seinen Bau. Dies ist der erste Anfang. Dieses Programm übergiebt er dem Baumeister. Der Baumeister ist der zweite Anfang, die zweite Bedingung, Urheberschaft des Bau's. Der Baumeister entwirft nun nach diesem Programm einen Plan über die Form des Gebäudes. Zugleich bestimmt er das Material, aus dem das Gebäude in der angege-

benen Form ausgeführt werden kann und soll. Die Form ist die dritte, das Material ist die vierte Urbedingung, Ursache des Bau's, ohne welche der Bau nicht zu Stande kommen kann. Zu den materiellen Bedingungen gehört nun aber bei jedem vernünftigen Bau nicht bloss das Baumaterial, sondern auch die climatischen und alle localen Verhältnisse, in und unter welchen der Bau auszuführen ist. Wird nun der Bau wirklich ausgeführt, so kehrt sich gewissermassen die Reihenfolge dieser vier Anfänge des Bau's um. Zuerst ist der gesammte materielle Anfang, Raum, Lage, Klima und Material, Holz und Steine u. s. w. vorhanden oder herbeizuschaffen. Das Material muss selbstverständlich für einen Bau empfänglich sein. Aus flüssigem Wasser, aus trockenem Sand kann man kein Haus bauen. Das zweite ist die Form, der Bauplan, wie wir es wohl nennen. Allein aus diesen Beiden wird auch noch kein Haus. Es muss der Baumeister als die causa efficens, die bewegende Ursache, hinzukommen, der jenes Material in die bestimmte Form bringt und zusammensetzt, und zwar muss Material und Form vom Baumeister so zusammengesetzt werden, dass daraus das ursprüngliche Ziel z. B. ein zweckmässiges Haus oder ein zweckentsprechendes Staatsgebäude hervorgehe.

Wir fragen nun, in welcher oder in welchen von diesen vier nach der Lehre des Aristoteles aufgestellten ursprünglichen Bedingungen jedes Bau's

liegt dasjenige, was wir den Baustyl nennen? Offenbar nicht im Zweck. Es giebt z. B. christliche Kirchen nicht nur im Spitzbogen-Styl, sondern eben so viele und ältere als jene im Rundbogen-Styl, und gegenwärtig sehr viele namentlich in England im Griechischen Styl und in allen drei Arten des letzteren. Gleichwohl kann der Zweck auf die Wahl des Styls Einfluss haben, wie wir sehen werden. Auch der Baumeister kann diesen oder jenen Styl wählen, allein seine Eigenschaft als Baumeister ist durchaus nicht Bedingung oder Wesenheit des Styls. Es kann ein Baumeister ganz gegen seine Ansichten und im Widerspruch mit seinen Erfahrungen genöthigt sein, in einem vorgeschriebenen Styl zu bauen; ein anderer hat eine besondere Neigung, vielleicht auch Fähigkeit, bald in diesem bald in jenem Styl zu bauen; ein dritter mischt eine Menge verschiedener Style an demselben Gebäude zusammen. Dabei ist nicht ausgeschlossen, dass ein Baumeister in einem bestimmten Styl so baut, dass man den Meister an dem Werk erkennt. Von diesem besonderen Styl oder richtiger dieser besonderen „Manier" innerhalb eines Styls ist hier nicht die Rede. Dagegen zeigt sich einem jeden gleich, dass die Verschiedenheit der Style hauptsächlich in der Verschiedenheit der Form liegt; die Verschiedenheit der Form aber ist, wie wir sehen werden, am wesentlichsten bedingt durch das Material, und so werden wir sagen, der Baustyl beruht auf der wesentlich

durch das Material bedingten Form unter dem Einfluss des Zwecks und der Individualität des Baumeisters, und, fügen wir hinzu, unter dem Einfluss der Nationalität, des Zeitgeistes, der Mode u. s. w.

Einer der ältesten Baustyle, zugleich ein sehr bestimmt ausgeprägter, ist der Aegyptische. Derselbe zeichnet sich besonders aus durch die schräge Richtung der Mauern, die sich über einem nur scheinbaren, mit kleinen gleichsam aus dem Boden wachsenden Blumen verzierten Sockel erhebt. Die zum Theil sehr hohen Wände dieser Mauern sind mit Relief-Figuren geschmückt, deren Masse nicht über die Fläche der Mauer hervorragt, und welche dadurch zum Relief werden, dass die Umrisse in leiser Rundung in die Fläche der Mauer eingesenkt sind. Die Ecken der Mauern sind von unten bis oben mit einem aus einer Anzahl dünner Stäbe gebildeten und mit Bändern umwundenen und zusammen gehaltenen Rundstabe verziert. Die Dachung ist flach und ragt in einem einfachen stark vortretenden Hohlkehlengesimse über die Mauer hervor. Licht und Luftöffnungen sind spärlich und klein. Säulen finden sich im Innern zahlreich, aber ausserhalb der Mauer zur Bildung von offenen Hallen keine. Wir fragen zunächst nach

der Entstehung dieser Bauart, und suchen uns über die materiellen Bedingungen des Bau's in Aegypten zu orientiren.

Aegypten ist im Grunde nur ein grosses Flussbett zwischen der s. g. Libyschen und Arabischen Wüste. Schon Herodot macht die richtige Bemerkung, das Wesen des wechselnden Wasserstandes des Nils bestehe nicht darin, dass der Fluss jährlich austrete, und das Land überschwemme, sondern umgekehrt darin, dass die Wassermenge einen Theil des Jahres sich so sehr vermindere, dass der Nil den grössten Theil seines Bettes (d. h. des ägyptischen Landes) verlasse und sich in sein kleines Bett, das gewöhnliche Nilbett, zurückziehe. Dasselbe sagte das Orakel, als es befragt antwortete: soweit der Nil reiche, soweit erstrecke sich Aegypten. Städte, Dörfer, Häuser wurden und werden auf natürlichen oder künstlich aufgeworfenen Höhen errichtet, welche sich wie Inseln in dem grossen Nil erheben oder wie Halbinseln von der Abdachung der beiden Wüsten in denselben hineinerstrecken. Am grössten ist der Nil gegen die Herbstgleiche. Von da an zieht er sich allmählich in sein kleineres Bett zurück, bis er mit dem Sommersolstiz hauptsächlich in Folge des Schmelzens des Schnees auf den hohen Gebirgen an seinen Quellen und nördlich von diesen, und in Folge der tropischen Regen wieder zu wachsen anfängt. Die Erdtheile, welche er mit sich führt, lösen sich in Sand und Thon auf. Der schwerere Sand sinkt

alsbald zu Boden, und wird am Grunde des kleineren tieferen Bettes durch die stärkere Strömung fortgeschleift. Der leichtere Thon wird durch die überschwemmenden Gewässer über den bisher trockenen Boden getragen, und bildet zumal bei dem geringen Fall des Flussbett's einen lehmigen fruchtbaren Niederschlag. Daher ist der Boden des ganzen ägyptischen Landes ein fetter thonreicher Lehmboden.

Es ist begreiflich, dass die Pflanzenwelt in diesem Lande hauptsächlich der Wasser-Vegetation angehört. Rohr und Dattelpalmen sind daher durchaus vorherrschend; und an grösseren Baumarten, deren Holz zu Bauten verwendbar wäre, giebt es im Grunde nur eine, die Palme. Wiewol dieselbe eine bedeutende Höhe erreicht und ihre Stämme eben so dick werden, als die anderer Bäume, welche zum Bau dienen, so sind sie doch ihrer Natur gemäss sehr biegsam, nicht nur in der Gestalt von Bolen, sondern auch in der Form, in der sie vielfältig zur graden Ueberdachung der Wohnungen verwandt werden, indem man sie der Länge nach in zwei Hälften spaltet.

Da es in Aegypten, namentlich in Mittelaegypten nicht regnet, noch weniger schneit, so bedurfte man keiner schrägen Dächer und konnte also mit den Balken der Palmen ziemlich grosse Räume überdachen, wenn man sie nur durch Stützen, Mauern oder Säulen, gegen zu starkes Biegen oder Brechen schützen konnte. Nur im nördlichen Delta, bei den Pyramiden, an denen die vom Mittelmeer gen Süden

ziehenden Wolken gebrochen werden, und vielleicht hin und wieder aus ähnlichen Ursachen regnet es zuweilen. Bei der allgemeinen Regenlosigkeit des Landes selbst würde die Hitze der auch durch Wolken verhältnissmässig selten verhüllten Sonne unerträglich sein, wenn nicht in der Nacht ein starker Thau und Nebel sich aus dem Nil erhöbe und am Morgen niedergeschlagen würde, während zu anderer Zeit die reinere Luft die Hitze weniger drückend macht. Schatten gewährte zur Zeit der primitiven Zustände die Palme mit ihrer schirmähnlichen Krone, aus deren Blättern ohne Zweifel früh ein tragbares Schutzdach nachgebildet wurde. Viel mehr aber mahnte der Wind zu dem von den Palmen nicht gewährten Schutz durch Mauern und Wände, mochte er nun als Nord oder Süd kalt daherfahrend mit dem Nebel des Nils sich verbinden, — denn auch der Südwind ist zuweilen schneidend kalt — oder mochte der heisse Süd und West mit dem feinen Staub der Wüste über das ägyptische Land hinwehen und denselben durch die kleinsten Oeffnungen hindurchführen oder mochte gar der Südost durch Sand und Staub den Tag in Nacht verwandeln. *)

Man brauchte also Wände mit geringen Luft-

*) Eine treffliche Schrift über die klimatischen Verhältnisse Aegyptens ist „John Antes Bemerkungen über Egypten.“ Weimar, 1801.

und Lichtöffnungen, die oft so angelegt wurden, dass durch dieselben leicht ein kühlender Zugwind erzeugt werden konnte, während bei der hellen durchsichtigen Atmosphäre eine kleine Oeffnung in der Mauer zur Erhellung des inneren Raums viel leichter genügte, als in unsern nördlichen Gegenden.

Wie baute man nun in frühester Zeit, in den Anfängen der Cultur, ehe man Eisen kannte, und es zu verarbeiten verstand, ehe man die Felsen unter dem Libyschen und Arabischen Sand in Steinbrüche verwandeln konnte, als man überhaupt noch nur darauf bedacht war, sich in diesem Klima den durch dasselbe bedingten Schutz zu verschaffen? Ohne Zweifel so oder ähnlich, wie es noch heute die ärmsten und ungebildetsten der Bewohner des Landes thun. Dass die natürlichen Höhlen Aegyptens jemals eine auch nur sehr dünne Bevölkerung des Landes hätten bergen können, ist eine Fabel.

Noch heute bestehen die kleineren Wohnungen besonders auf dem Lande aus vier Wänden mit einem platten Dach. Die Wände sind aus Lehm oder aus sonnengebrannten Lehmplinthen erbaut, d. h. aus dem Boden selbst, worauf die Häuser stehen. Weil aber der Lehm unter der trocknenden Sonne Aegyptens besonders an der Aussenseite der Mauer sich leicht ein wenig löst, und beim Bau dafür gesorgt werden muss, dass jedes Theilchen der compakten Masse der Mauer eine Unterlage habe und dadurch getragen und gehalten werde, so wird die

Mauer schräg gebildet, dosirt, wie unsere Marschdeiche und Festungswälle. Die Schrägung brauchte aber bei weitem nicht so stark zu sein als in unserem Klima, weil ihnen nur die Hitze, niemals aber der Regen, noch bei ihrer erhöhten Lage die Nilüberschwemmung drohte. Bedacht werden diese schrägen Lehmmauern mit gespaltenen, dicht an einander gelegten Palmstämmen, die bei einem gewöhnlichen einstöckigen Hause nichts zu tragen haben. Zur grösseren Sicherung gegen die Biegung unter ihrer eigenen Last liess man denselben eine solche Länge, dass sie über die Mauer mit den Enden stark hervorragten. War die Thür nach Norden gerichtet, so schloss sie die Sonne aus und liess durch den drei Viertheile des Jahres und besonders im Sommer vom Meer herwehenden Nordwind Kühlung in die Behausung, welche durch eine Luftöffnung an der entgegengesetzten Seite und dadurch bewirkten Luftzug leicht vermehr wurde. Damit war das Haus fertig. Zur grösseren Sicherung der Ecken des Hauses mochte man einen aus dem hohen ägyptischen Rohr oder aus Weiden gebildeten Stab mit der Lehmmauer beim Bau verbinden; oder es mochte die ganze Mauer aus einem Reisergeflecht bestehen, deren Enden unter dem Lehmanwurf hervorragten.

Vergleichen wir nun damit die Mauern der Pylonen und Tempel, (Taf. I.) so scheint es ganz klar, dass die mächtigen Steinbauten ihre Form von jenen ursprünglichen Lehmbauten entlehnt haben.

Eines Sockels bedurften die Lehmbauten nicht, weil der Boden, worauf sie standen, an sich gleichartig aber fester war, als die Mauer. Darum haben auch die Steinbauten keinen Sockel. Aus dem Boden selbst wuchsen aber Gräser und Blumen auf und bildeten so eine natürliche Verzierung des unteren Theils der Mauer. Man ahmte dies in Stein nach und zog, wie man's auch im Lehm thun mochte, eine Linie oberhalb der Vegetation. So bekamen jene enormen Steinbauten eine Art Basis, die einem Sockel nur ähnelt, die aber in der Profilirung sich gar nicht von der gesammten Mauerfläche absondert, und deren leichte Verzierung durchaus unharmonisch und unzweckmässig genannt werden müsste, wenn sie nicht aus der angegebenen Erklärung ihres Ursprungs sich als correct erwiese.

Auch an den Ecken der Steinbauten ahmte man die aus zusammengebundenen Reisern oder Rohr gebildeten Schutzstäbe nach, und zwar bis ins Einzelne, so dass man sowohl die einzelnen Reiser, als die Bänder und die Art der aus einer fortlaufenden Schnur bestehenden Umwickelung nachbildete. Den über die Mauer vorragenden Deckstämmen mochte man oft zur Verzierung die Krone oder vielmehr bei gespaltenen Stämmen die Hälfte der Krone lassen, so dass der mit der flachen Seite nach unten liegende halbe Stamm die Blätter seiner halben Krone in die Höhe richtete, und so ein mit aufstrebenden Palmblättern verziertes Gesimse bildete. Daher ver-

zierte man auch beim Steinbau das stark vortretende nach vorne überneigende Gesimse mit Palmblättern.

Die grossen Lehmflächen der Mauern verlockten gleichsam von selbst zum Hineinritzen von mancherlei Figuren. Die anfangs einfachen Conturen rundete man später ab, so dass die Figur die Form eines flachen Reliefs bekam. Weiter aber ging man nicht, wiewohl man neben diesen Reliefs Statuen in ganz- und halbrunder Gestalt aufstellte. Man beharrte vielmehr bei derjenigen Sculptur auf Steinflächen, welche bei den Prototypen auf Lehmflächen möglich war. Auch die Steinsäulen im Innern der Tempel geben sich durch die unverkennbarsten Eigenthümlichkeiten als Nachbildungen solcher Säulen zu erkennen, die ursprünglich aus Holz, aus mehreren durch starke Bänder zusammengehaltenen Reisern und Stäben bestanden, die man nicht in den Boden eingrub, sondern auf runde Scheiben stellte, um das Eindringen und Verschieben der einzelnen Stäbe zu verhindern. Wir glauben hiemit genug gesagt zu haben, um den Ursprung der ägyptischen Architektur aus der Natur des Landes und des in demselben sich bietenden Materials zu erklären, zugleich das Wesen des ägyptischen Baustyls anzudeuten.

Dass man aber jene einfachsten Lehmbauten überhaupt in Stein ausführte, dass man diese Steinbauten in Frömmigkeit und Gottesfurcht weit über das Bedürfniss hinaus zu jener staunenswerthen Grossartigkeit und Erhabenheit ausbildete, welche

wir in den Ruinen der Aegyptischen Tempel bewundern, bedarf für diejenigen, die einen Cölner Dom und tausende von christlichen Kirchen mit ihren hohen Gewölben und himmelan strebenden Thürmen begreifen, keiner Erklärung. — Wir verfolgen den betretenen Weg bei der Griechischen Architektur.

Die Werke der Griechischen Baukunst finden wir hauptsächlich in Griechenland selbst, in Kleinasien und Grossgriechenland. Die s. g. Korinthische Säule dürfen wir als eine spätere betrachten. Dagegen scheinen die Dorische und die Ionische Architektur fast gleichzeitig aufzutreten. Die älteste Dorische Architektur in Griechenland finden wir hauptsächlich in nichtdorischen Staaten. Namentlich war es Athen, welches schon zur Zeit des Pisistratos und wohl früher die grösseren Tempel daheim und später auch auswärts in diesem Styl baute. Der Name der Dorischen Bauart ist wahrscheinlich viel jünger, als jene Bauwerke, und vermuthlich anfangs nur im Gegensatz des Ionischen Styls gebraucht, der allerdings wohl ursprünglich, jedenfalls am ausgedehntesten, in dem kleinasiatischen Ionien angewandt wurde. Der Griechische Tempelbau, sowohl der Dorische als Ionische, ist eine Nachbildung der Holzarchitektur. Wir glauben nicht, dass es jemals gelingen wird, der An-

sicht von der Ursprünglichkeit der Steinarchitektur der griechischen Tempel Geltung zu verschaffen. Ist doch in der That nicht ein einziges Glied der dorischen Construction, welches sich nicht als eine einfache Nachbildung des Holzbau's erwiese; und wie dieser Ursprung die Ehre des dorischen Steinbau's beschränke, lässt sich schwer einsehen.

Griechenland unterscheidet sich von dem kleinasiatischen Ionien wesentlich durch die Eigenthümlichkeit seines Bodens. Ionien ist durchflossen von mehreren grossen Strömen, welche den Boden ihrer flachen lang gestreckten Thalebenen bewässern und einen Theil des Jahres die nächste Umgegend der Städte in feuchtem Zustande erhalten. Das eigentliche Hellas ist durchweg ein vielfältig durchbrochenes Gebirgsland. Die Thäler der einzelnen Staaten sind klein, die Flüsse dieser Thäler sind sehr unbedeutend, und überschreiten ihre Ufer meistens nur am unteren Ende. Die Städte mit ihren Akropolen liegen auf der Höhe. Unter dem Erdreich stösst man sehr bald auf den harten Fels, wie dies ja namentlich von Attika bekannt ist. Ja es giebt keine Reste eines alten Tempels, weder in Attika, noch auf Aegina, noch in Korinth, noch in Arkadien, dessen Fundamente nicht in geringer Tiefe den festen Felsboden unter sich hätten, und nicht fern wären von jeder Berührung stehender oder fliessender Gewässer.

Von Aegypten unterscheiden sich alle Griechischen Länder namentlich dadurch, dass es in den

letzteren regnet. Und zwar regnet es so stark, dass oft in Einer Stunde mehr Wasser vom Himmel herunterströmt, als bei uns während ganzer Tage. So im Winter. Im Sommer dagegen ist die Hitze wohl der ägyptischen gleich, da der grosse Fluss fehlt mit seinen kühlenden Wasserdämpfen. In Griechenland kann man daher ohne Dach zum Schutz gegen Beides, Nässe und Hitze, nicht leben. Wie in Aegypten der Bau des Hauses von der Lehmwand ausgegangen, so in Griechenland vom Dach. Und dem Bedürfniss entsprach hier wieder das vorhandene Material. Für eine Wand, eine Mauer, fehlte es in den meisten Thälern Griechenlands an einem unmittelbar anwendbaren Baumaterial. Aus der dünnen Erdschicht z. B. Attikas konnte man keine Mauer aufführen. Wenige Gegenden waren wie Böotien durch seinen Lehmboden begünstigt. Aus unregelmässigen Feld- und Bruchsteinen konnte man ohne Mörtel nur eine sehr unsichere und zum Dachtragen ungenügende Wand bilden. Dagegen bot die reiche Baum- und Laubvegetation die mannichfachsten Mittel zur Bildung eines Dachs, und noch jüngst, oder jüngst wieder, da im Befreiungskrieg die Mehrzahl der Häuser zerstört war, gab es nicht wenige, die unter solchen oft selbst ohne „Axt und Säge“ gebauten Dächern lebten. Weil es eben so im Anfang der Cultur geschah — und diese Anfänge dauern oft neben der Entwickelung lange fort — hat sich in der

Griechischen Sprache, besonders bei den Dichtern, der Ausdruck Dach*) für Wohnung fortwährend erhalten und ist üblicher geblieben, als das Wort Haus (οἶκος), welches besonders mit Beziehung auf die Bewohner, die Familie, gebraucht wurde. Auch das Wort domus, δόμος, bezieht sich auf die Verbindung des Holzes zu einem Dach und hat sich in dieser Bedeutung der Ueberdachung, Ueberwölbung bis heute in dem Wort Dom erhalten. Nachdem man auf Baumstämme ein Dach gelegt, mochte man auch innerhalb dieser Dachträger aus Geflecht oder aus zusammengefügten Fellen oder später aus Gewebe ein Parapetasma, eine Wand aufspannen gegen die Einwirkung der Witterung von der Seite.

Dass nun dieses der Anfang des Griechischen Hauses war, und dass dieser Anfang sich fortwährend in der Einrichtung des Hauses behauptete, lehrt uns das ganze Alterthum sowohl durch schriftliche Ueberlieferungen als durch die erhaltenen Häuser-Ruinen, namentlich in Pompeji. Die bedeckte Säulenhalle war der gewöhnliche Aufenthalt der Hausbewohner, und auch später noch waren die geschützteren Gemächer zum Schlafen oft durch einen Vorhang von der Säulenhalle getrennt.

Wir meinen aber mit diesem Anfang des Hauses zugleich den Anfang des Tempels in Griechenland

---

*) *Στέγη, στέγος.* Tragiker. Plato Politik. 3. p. 415, e. *χειμῶνός τε στέγειν καὶ θέρους ἱκαναὶ εὐναί.*

beschrieben zu haben. Und auch hier enthält der Anfang die Hälfte des Ganzen. Weil man den Baumstamm in den trocknen Boden der Höhen, auf denen man die Tempel baute, hineingrub, darum hat die s. g. dorische Säule keine Basis. Weil man einen Baumstamm mit seiner natürlichen unebenen Rinde schöner fand, als einen glatten geschälten Stamm, darum canelürte man die Säulen. Gehen doch die Risse in der Rinde des Baums eben so von unten nach oben, so dass sich aus den Streifen der Rinde von selbst nach innen gehöhlte Canäle bilden. (Vergl. Tafel II.). Weil die Holzsäule unten durch die sie umgebende Erde zusammengehalten wurde, oben aber vor dem Zerspalten geschützt werden musste, darum machte man nicht unten, wohl aber oben einen Einschnitt, um ein festes Band herumzuschlingen. Weil man gerne das obere Ende des Stammes mit den Ansätzen der Zweige zum obern Ende der Säule machte, welches den breiteren Abakus, die Platte, trug, auf welcher der Architrav liegen sollte, und weil dieses gleichfalls gegen den schweren Druck geschützt werden sollte, darum umgab man dasselbe mit einer ursprünglich aus einem Fell oder aus früh gebrauchtem Filz (πῖλος) bestehenden Einfassung, einer Kapsel (Echinos), die man mit mehreren Ringen (Annuli) zusammenschloss. Und weil alles dieses beim Holzbau sich practisch erwiesen, machte man es bei der Steinsäule ebenso, nachahmend zwar das Motiv, aber

nur typisch, wie es sich bei der Steinsäule geziemte, die eben keine Holzsäule war. Auf den Abakus legte man den Architrav, auf den Architrav die Querbalken mit den, den Querschnitt schützenden, nach den drei erhöhten Streifen benannten Triglyphen-Platten, zwischen denen die anfangs offenen, dann geschlossenen Zwischenöffnungen, Metopen (μετόπη — nicht μέτωπον, wie es hin und wieder in Kunstgeschichten heisst); — darüber das Gesimse mit den Sparrenköpfen und der Dachrinne; dann das Dach selbst, welches im Giebel anfangs dem Luftzug offen war, daher Aëtoma oder Aëtos, beides von ἄημι, wehen. (Schon im Alterthum bezog man den Namen theils irrig, theils vielleicht in absichtlichem Doppelsinn auf den Adler, der im Griechischen von demselben Zeitwort ἄημι seinen Namen hat, wie im Deutschen Weihe von wehen. Ursprünglich aber bedeutete Aëtoma, was es war, eine Wind- und Luft-Oeffnung.) Nichts lag näher als die Metopen und das Giebelfeld, Aëtoma, zu schliessen, sie mit Figuren in Farben oder in Relief zu schmücken. Geschah die Schliessung des Giebelfeldes mit Fellen oder einem andern stark gespannten Stoff, so ergab sich die Benennung Tympanum von selbst, entlehnt von der Ueberspannung der Trommel trotz der sehr verschiedenen Gestalt. Die Schrägung des Dachs brauchte nur auf schnelle Entfernung des Regens (nicht des Schnees) berechnet zu sein. Die stärkere Neigung der Dachrinnen vermied man durch

Vermehrung der Löwenmäuler d. h. der Mündungen der Dachflächen. (Taf. II. und III.)

Wer nun nirgends, als in seiner Wohnung oder im Gasthaus ein Glas Wasser getrunken hat, ohne sich im Entferntesten darum zu kümmern, auf welchem oft ebenso schwierigem als bemerkenswerthem Wege dasselbe von der Quelle bis an des Trinkers Lippe geleitet ist, wer niemals in einem südlichen Klima, in Griechenland, Kleinasien vergeblich nach einem Trunk Wasser geschmachtet hat, der wird freilich kaum begreifen, dass alle Griechischen Tempel neben, meistens über einer Quelle, einem Brunnen, einer Cisterne erbaut waren. Ich sage alle, weil es sich von einer grossen Zahl der bedeutendsten nachweisen lässt, von Tempeln in Athen, in Delphi, bei Mantinna, in Messene, in Aipytis, in Korkyra, in Theben, (auf dem Kapitol in Rom, in Mylassa, in Sais, in Bubastis, in Kom Ombos). Es war das heilige Wasser, welches vor allem dem Menschen zum Heil war, über welchem die dankbare Gemeinde dem Gott sein Heiligthum errichtete. So geschieht es noch heute im Orient an unzähligen Orten. Giebt es doch kaum eine Moschee, vor deren Eingang sich nicht ein Brunnen oder eine Fontäne befindet, und ist nicht in den Katholischen Kirchen der Brunnen oder die Quelle noch heute im Weihbecken vorhanden? Von diesem fliessenden und flüssigen Wasser hat der Griechische Tempel selber seinen Namen Naos (von

νάω fliessen, κρήνη νάει, ἀέναος, Ναΐς etc. keinesweges von ναῦς Schiff oder von ναίω, Wörter die freilich auch auf νάω zurückzuführen sind). Auch heute benennt niemand die Kirche als solche mit dem architektonischen Ausdruck „Schiff."

Den oben beschriebenen Tempel nannte man den Dorischen, wie bemerkt, nicht weil er vorzugsweise den Doriern eigenthümlich gewesen, was nicht der Fall war, sondern weil man ihn durch diese Benennung von den in Ionien üblichen Tempelbauten unterschied. In Ionien, in jenen Ebenen mit dem durch grosse Flüsse bewässerten Boden forderte der Bau, der im Wesentlichen derselbe war, einige kleine Veränderungen. Man stellte den Baumstamm, der zuerst als Säule diente, statt ihn in den lockeren Boden einzugraben, auf eine grössere Basis. Ja, auch daran hatte man nicht genug gethan. Man suchte auch den Boden selbst durch Füllung mit Kohlen trocken zu machen, wie bei dem Tempel der Artemis zu Ephesos. Weil nun die Holzsäule frei auf einer Basis stand, musste sie auch unten gegen das Zerspalten geschützt werden. Man legte um die Säule ein dickes Band von Flechtwerk, welches in seiner Decoration wie in seinem Namen (σπεῖρα, Strick) das Zeugniss seines Ursprungs behielt. Durch die Stellung auf eine Basis wurde derselbe Baumstamm gewissermaassen von selbst eine längere Säule. Diese erhielt nun auch in der Vermehrung und der Verengung der Canelüren

und in den zwischenliegenden Flächen den entsprechenden Ausdruck, wahrscheinlich in Uebereinstimmung mit der hier vorzugsweise angewandten Baumgattung. Denn wer sich nicht mit der Bemerkung begnügt, dass die Baumrinde gewöhnlich rauh ist, sondern genauer zusieht, wird bald entdecken, dass sich auch die Bäume nach Dorischer und Ionischer Canelürung unterscheiden lassen. An die Stelle des Bandes im Einschnitt der Dorischen Säule trat zuerst ein Reif in Gestalt einer s. g. Perlenschnur, den heiligen Opferbinden nachgebildet, und später auch noch ein breiteres Band, geschmückt mit Blumen von Wasserpflanzen, das Anthemion. Der Echinos blieb, allein er wurde fast verdeckt durch das „Polster," welches man zwischen den Echinos und Plinthos oder Abakus einschob, und welches an den Seiten zusammengerollt und durch „Gürtel" zusammengebunden nach Vorne die Voluten bildete. (Taf. III. und IV.)

Sowohl in den Namen einzelner Theile als in der Form, trägt dieses Polster den Character eines biegsamen Stoffs, dessen Enden zum Schutz der Ränder zusammengerollt waren, wodurch sich in der Form das Nützliche mit dem Schöneren verband. Mag dies Polster ursprünglich aus Thierhäuten oder aus einem Geflecht bestanden haben, jedenfalls war es bestimmt und geeignet, die Last des Architrav's und des Dachs so auf die ganze Säule zu vertheilen, dass ein Spalten und Auseinanderdrängen der Säule

selbst möglichst verhindert wurde. Es ersetzte also gewissermaassen sowohl den die Last des Architrav's auf die ganze Säule vertheilenden Abakus, als den diese Last aufnehmenden Echinos mit den Ringen. Es war daher sehr wohl begründet, dass der Echinos sich fast zu einem blossen Ornament verkleinerte. Dasselbe war der Fall mit dem Plinthos oder Abakus, der in seiner geringeren Ausdehnung das Hervortreten des Polsters in den Voluten begünstigte. Im Ganzen lag es in der Natur der Sache, dass jede neue Zuthat zu der einfacheren Dachstütze als ein Wesentliches hervortrat und dass diejenigen Glieder, deren Dienst im Bau durch das hinzugefügte Glied vertreten oder unterstützt werden sollten, durch dieses neue zurückgedrängt wurden.

Ganz in Uebereinstimmung mit der freieren Stellung der Säulen, ihrer grösseren Höhe, ihrer weiteren Zwischenräume musste nun auch das Dach leichter gebaut werden. Statt des schweren Architravbalkens legte man zwei oder drei leichtere Bolen übereinander, so dass zur Ableitung des Regens die öbere über die untere um weniges vortrat. Um die Decke zu erhöhen, stellte man auf dieselben eine Bole in die Kante (welche man später mit gemalten oder Relief-Figuren verzierte: Zophoros) und legte auf diese Bole keine Querbalken, sondern, (wie es noch oft in südlichen, an grossen Bauhölzern ärmeren Gegenden geschieht) leichtere in die Kante gestellte Latten, die man näher zusammenrückte und

deren vorspringende Enden die Zähne, Denticuli, des Ionischen Bau's sind, — so dass also in der That die Denticuli den von den Triglyphen verdeckten Balkentöpfen des Dorischen Bau's entsprechen; und während die überflüssig gewordenen Querbalken gleichsam in den Latten und die Triplyphen in den Zähnen in die Höhe rückten, verwandelten sich die geschlossenen Metopen mit ihren Verzierungen in ein fortlaufendes Band mit Bildwerken. Vitruv stellt den Bau so dar, als wenn die Denticuli zugleich die Sparrenköpfe (Mutuli) nothwendig verdrängen. Er hat wohl Recht. Doch würde es hier zu weit führen, näher auf das wie weit einzugehen. Jedenfalls liess der Ionische Bau die Sparrenköpfe oder ihr Analogon nicht mehr hervortreten.

Die Korinthische Bauart schloss sich eng an die Ionische an. Die Basis und der Schaft der Säule blieben dieselben. Allein am Capitäl sehen wir eine wesentliche Veränderung eintreten, welche sich jedoch ohne die Vetruvische Erzählung von dem mit Blättern überwachsenen Korb, auf die einfachste Weise aus dem Ionischen Kapitäl, wie wir es an dem Erechtheum in Athen kennen lernen, erklärt, zumal wenn wir bedenken, dass der Erfinder des Korinthischen Kapitäls, der wegen der Sauberkeit seiner Arbeit berühmte Bildhauer Kallimachos, in jenem Tempel die ewig brennende goldene Lampe der Athene Polias gefertigt hatte. Er lebte, wie sich auch aus anderem ergiebt, zur Zeit jenes Bau's

und war vielleicht selbst der Künstler, der jenes zierliche Anthemion der Ionischen Säulen erfunden oder ausgeführt hatte.

Jetzt betrachte man nur dieses Anthemion genau, besonders dasjenige der Säulen der nördlichen Stoa oder das der Cella-Mauer. (Taf. IV. 4.) Man wird leicht die Entdeckung machen, dass die Blätter unterhalb der Lotos- und Hyacinthenblüthe eben nichts anderes sind, als Akanthosblätter. Es bedurfte nun in der That nur einiger Einsicht in die Entwickelung des Ionischen Kapitäls aus dem Dorischen, um einen Schritt weiter gehend aus dem Ionischen Kapitäl das Korinthische gleichsam hervorwachsen zu lassen. Und selbst dieser Schritt wurde nicht mit einem Mal gethan. Wie das Anthemion erst von dem Gesimse der Dorischen und Ionischen Dachrinnen auf das Hypotrachelion der Ionischen Säule übertragen war, so wie auf die ganze Cella-Wand und ihre Pilaster, so war schon an den Propyläen des Tempels der Demeter in Eleusis und an der Einen Säule im Apollotempel bei Phigalia das Akanthoslaub des Anthemions hoch hinaufgeschossen, und hatte seinen früheren bescheidenen Raum überwuchernd die Stengel sammt den Blumen hoch hinaufgetrieben, so dass die Stengel bei der Phigalischen Säule schon völlig an die Stelle der Voluten traten. Bei dem Tempel des Apollon Didymaios in Milet (dessen Baumeister unverkennbar mit Athen in Verbindung gestanden) ist das Korinthische Ka-

pitäl beinahe schon fertig. Kallimachos mag auch darauf Einfluss gehabt haben. Jedenfalls war ihm nach den Fortschritten die er selber gemacht hatte, oder die ihm bekannt sein mussten, nun nichts weiter zu thun übrig, als die genaue Form des vollendeten Korinthischen Kapitäls zu bestimmen. (Taf. IV. 3.) Man vergleiche mit dieser Ansicht über die Entwickelung der Kapitäle auch die mannichfachen Formen der Stirnziegel und Grabstelen (unter andern bei Inwood „über das Erechtheion.“) Eine unmittelbare Folge der leichten Blätterverzierung des Kapitäls war nun der gewundene Girlanden-Schmuck am Gebälk und die gleichfalls vegetabilisch verzierten Consolen oberhalb der Denticuli unter der Dachrinne, in welchen die im Ionischen Bau verdeckten Sparrenköpfe und die Dorischen mit den Mutulis gleichsam wieder hervortraten, jedoch hier als sichtbare Träger des stärker ausgeladenen Gesimses. Auch die Form dieser Träger war in den Trägern des oberen Thürbalken in der nördlichen Stoa des Erechtheums vorgebildet.

Die gradlinigen Verzierungen des Dorischen Bau's entsprechen ebenso sehr einer schwereren Last, als die gewundenen des Ionischen und die noch entschiedener der Pflanzenwelt entlehnten des Korinthischen mit einer leichteren Last harmoniren. Es war daher eine weise Anordnung des Baumeisters des Colosseums, dass er den Halbsäulen unten an der äusseren Wand die Dorische, in der Mitte die Ionische

und oben die Korinthische Form gab. Die Athener verfuhren in der besten Zeit nach derselben richtigen Einsicht, indem sie den Parthenon, den Theseustempel, die Propyläen im Dorischen Styl bauten; dagegen den kleineren in jeder Beziehung mehr zierlichen als mächtigen Bau des Erechtheums und andere kleinere Tempel im Ionischen Styl aufführten, endlich noch kleinere leichtere Denkmale entweder gleichfalls im Ionischen, oder, wie das choragische Denkmal des Lysikrates in der Tripodenstrasse, im Korinthischen Styl errichteten. Im Dorischen Tempel von Phigalia waren die inneren Säulen, welche nur den bekannten Fries zu tragen hatten, Ionische. Auch der Parthenon und die Propyläen hatten im Inneren einige nur die Decke tragende Ionische Säulen.

In Ionien selbst baute man aus dem angegebenen Grunde auch die grössten Tempel im Ionischen Styl. Als im Lauf der Zeit nach einem sich wiederholenden Entwickelungsgesetz das Einfache, Correcte und Grosse dem Zierlichen, Gemischten und Kleinlichen weichen musste, baute man in Griechenland und Rom die grössten Tempel im Korinthischen Styl; so unter andern den Tempel des Olympischen Zeus in Athen, dessen Korinthische Säulen einen Durchmesser von sieben Fuss haben und auf dem Blätterkelch ihres Kapitäls die Last eines Daches trugen, welches circa 350 Fuss lang und 170 Fuss breit war. Allein wie weit man auch in der An-

wendung des leichteren Styls für die schwersten Massen gehen mochte, so blieb man doch in der Ausführung innerhalb des gewählten Styls selbst. Es ist z. B. niemandem eingefallen auf einen Dorischen Säulenschaft ein Ionisches oder Korinthisches Kapitäl zu setzen, oder auf eine Ionische Säule ein Dachgebälk mit Triglyphen. Noch weniger erlaubte man sich in einem Griechischen Tempel die runden Bögen eines Gewölbes anzubringen, obwohl schon Demokrit im 5. Jahrhundert vor Chr. die Theorie des Gewölbbau's, wahrscheinlich lange nach dessen practischer Anwendnng, gelehrt hatte. Der aus dem Holzbau hervorgegangene Steinbau des Griechischen Tempels duldete nun einmal nicht die Störung seiner graden Linien durch Bögen. Selbst die Kreisform der Säule, deren Wesen die grade Richtung von unten nach oben war, wurde durch die Kanelürung aufgehoben, und sonst erscheinen gewundene Linien nur in den Ornamenten mehr der Sculptur als der Architektur angehörig, und auch so, stylisirt, typisch, gleichsam versteinert. Es war selbst die Wellen- oder Wasserlinie des Mäander im Dorischen Bau gradlinig und rechtwinkelig geworden, und nur oben an der ausgeschweiften Sima der Dachrinne, wo die Vorstellung des Tragens aufhörte, hatte derselbe sich früh wieder aus dem gradlinigen (vergl. Pästum) in das wellenförmige Ornament verwandelt. Aus dieser fliessenden Wellenlinie an der Dachrinne erblühen dann Wasserblumen („Ak-anthos“) mit den

Akanthosblättern, und Hyacinthen- und Lotos-Blüthen. Bald schlossen sich an die Windungen des fliessenden Mäander die gewundenen Stengel „Helikes“ der Akanthos, und nun konnte das fertige Anthemion weiter verwandt werden.

Dass aber der ursprüngliche Holzbau der Tempel Griechenlands überhaupt in Stein, hauptsächlich Marmor, ausführbar war, beruhte wiederum auf dem Material, welches sich in so reicher Fülle oft in der nächsten Nähe fand. Wo ein solches Material fehlte, oder nur aus weiter Ferne herbeigeschafft werden konnte, da musste man auf andere Mittel bedacht sein, um grössere Räume zu überdecken. Die Architravsteine des Parthenon haben eine Länge von 14 Fuss, der Deckstein der Thür ist noch länger. Nicht jedes Gestein liess sich in so grosse Werkstücke aus dem Fels schneiden, die in freier Lage nicht nur unter ihrer eigenen Last nicht zerbrachen, sondern überdies die ganze darauf ruhende Last zu tragen vermochten. Und damit kehren wir zurück zu dem Satz von dem wir ausgegangen: wie in Aegypten so war auch in Griechenland und Kleinasien die Form in der Architektur wesentlich bedingt und bestimmt durch das Material und durch die materiellen Verhältnisse, unter denen der Bau auszuführen war.

Wir wenden uns jetzt zum Rundbogen-Styl und damit nach Rom. Das Gebiet von Latium ist arm an solchem Gestein, aus dem sich grosse Blöcke zur graden Ueberdeckung weiter Räume gewinnen liesse. Die Ebene von Rom diesseits und jenseits der Tieber ist durchaus vulcanischer Natur. Die Tufdecke dieser Gegend, der Peperin, der Travertin sind zu locker, um ähnliche Steinbalken zu liefern, wie die Marmorbrüche des Brilessos und Hymettos in Attika, der Inseln und des Peloponnes. Als Architravbalken oder als Thürdeckung eines grösseren Tempels würden sie bald unter ihrer eigenen Last, geschweige denn unter der des Daches brechen. Der s. g. Toscanische Tempelbau bediente sich daher des Holzes zur Ueberspannung der Steinsäulen, und konnte demgemäss sich viel grössere Säulenweiten erlauben, als der Griechische Marmorbau. Mit dem Wachsen der Stadt und ihrer Macht musste sich aber bald das Bedürfniss einer Bauart aufdrängen, welche bei grösserer Stärke und Dauerhaftigkeit die Anwendnng kleinerer Werkstücke zur Ueberdeckung weiter Räume gestattete. Die Stadt lag unmittelbar an einem grossen Fluss, der zuweilen sehr reissend ist; die Wege hatten nach Süden und Osten die Tiber oder den Anio zu überschreiten, ausserdem in allen Richtungen eine Menge kleinerer

Bäche, die im Winter mit wilder Fluth aus dem Gebirge herabstürzen. Innerhalb der Stadt mussten unterirdische grosse Wassergänge angelegt werden, deren schwierige Ausbesserung einen festen auf möglichst lange Dauer berechneten Bau forderte, und deren Decke ein hohes Erdreich mit Tempeln und Häusern zu tragen hatte. So war Rom schon sehr früh darauf geführt, den wie es scheint vor der Zeit der angeblichen Gründung Roms bekannten Bogenbau anzuwenden. Wenn auch die erste Brücke über die Tiber, der Pons Sablicius, aus Holz gebaut war, und die Errichtung der ersten steinernen Tiber-Brücke erst in das Jahr der Stadt 573 fällt, so wurden doch bekanntlich die Cloaca Maxima und der Carcer Mamertinus schon in die Königszeit gesetzt, und beide sind von einer so ausgezeichneten Construction, dass sie nicht nur bis auf den heutigen Tag in ihrer ursprünglichen Keilschnitt-Fugung vollkommen erhalten sind, sondern auch den Beweis liefern, dass schon längst vor dem Bau derselben der Rundbogen mit Keilschnitt in die Architektur eingeführt war. Indessen war der Bogenbau mit grossen Werkstücken natürlichen Steins und ohne Mörtel, also mit sorgfältiger Behauung der einzelnen Steine, sehr kostspielig und konnte nur bei Staatsbauten und auch bei diesen nur in Maassen ausgeführt werden, die in Vergleich mit den späteren Bauten Roms als gering zu bezeichnen sind.

Der Boden Latiums, lieferte er auch nur ein

lockeres unfestes Gestein, war um so reicher an Material zu Werkstücken für Quadermauern und Gewölbe, zu trefflichen Backsteinen und zu einem ausgezeichneten Bindemittel. Und auf dieser Eigenthümlichkeit, verbunden mit der längst geübten Kunst des Bogenbau's, beruhte die Möglichkeit jener enormen Bauten, welche die Republik und das Kaiserreich namentlich in Wasserleitungen und Bädern aufführte. Ohne Backstein, Mörtel und Bogenbau hätte man nicht ganze Bäche hoch in der Luft viele Meilen weit über die Ebene leiten, nicht jene weiten Räume der Thermen mit festem Gewölbe überdachen, kein Amphitheater (Coliseum) für 87,000 Zuschauer bauen können. Das Gewölbe in dem grossen Saal der Bäder des Caracalla hatte eine so weite Spannung, dass nach dem Zeugniss des Aelius Spartianus die gelehrten Mechaniker dasselbe trotz seines Daseins für eine Unmöglichkeit erklärten. Es genügt ein Blick auf die Ruinen eines dieser ins Unglaubliche ausgedehnten Bauten, um sich von der Wichtigkeit des Materials für die erweiterte Anwendung der Bogenconstruction zu überzeugen.

Die Frage, wo der Rundbogen erfunden sei, ist dabei sehr unwesentlich. Der Verfasser dieser Schrift hat in seiner „Beschreibung der Ebene von Troia“ an dem Grabe des Ajax, welches in die vorhomerischen Zeiten hinaufreicht, einen Rundbogen aus grossen Bruchsteinplatten, die durch Mörtel verbunden sind, nachgewiesen. Auch scheint die Be-

schreibung, welche Pausanias von dem Schatzhaus des Minyas giebt, sich auf das Princip des Bogens zu beziehen, dessen Theorie, wie bemerkt, schon Demokrit aufgestellt hatte. Wahrscheinlich war der grosse Wasserbehälter unter dem Olympion in Athen, in welchen sich die jährlich wiederkehrende Deukalionische Fluth aus dem Tempelhof verlief, schon vor dem Umbau des Tempels durch Cossutius gewölbt. Auch die ursprünglich trefflich gewölbten Wasserleitungen unter den Strassen Athens (vergl. Hellenika 1. S. 65.) sind wohl einer vor-römischen Zeit zuzueignen.

Es war aber Rom vorbehalten, den Rundbogen als Baustyl in die s. g. bürgerliche Architektur einzuführen. Anfangs mag begreiflicherweise der Bogenbau oft mit der gradlinigen Architektur des Griechischen und Toskanisch-Römischen Tempels vermischt sein. Während im Innern eines solchen Tempels, der seine äussere Form behielt, gewölbte Nischen, vielleicht auch eine gewölbte Decke des ganzen Tempels angebracht wurde, gab man auf der andern Seite den ganz im Rundbogenstyl aufgeführten Gebäuden ein gradliniges Portal mit Architrav und Aëtoma, und überdeckte Thür- und Fensteröffnungen im rechten Winkel, ohne ahnden zu lassen, dass der Eintretende im Innern sich unter einem Gewölbe befinden werde. Indessen machte sich bald auch hier das Richtige geltend. Das Innere erzeugte gewissermaassen selbst seinen Ausdruck im Aeussern.

Thür- und Fensteröffnungen wurden gleichfalls im Bogen überdeckt, und fand man erst die grade Linie des Hypäthral-Aufsatzes mit den Linien des übrigen Baues im Widerspruch, so musste man bald auf die Idee geführt werden, welche auch hier das Richtige zeigte. Man errichtete, wenn man sich nicht mit einer unbedeckten Kreisöffnung im Dach begnügte, statt des gradlinigen Hypäthral-Aufsatzes eine überkuppelte runde s. g. Laterne mit Lichtöffnungen an den Seiten über dem Tonnengewölbe des inneren Raums. Das Pantheon in Rom und die Peterskirche gehören zu den bekanntesten und schönsten Beispielen des Gewölbbau's.

Unsere Bildtafeln liefern Nr. V. eine Probe aus den Gärten des Sallust, welche zugleich zeigt, wie man die Mauer selbst durch eingelegte Bögen zu verstärken suchte. Der vordere Theil dieses Bau's erscheint als eine Art Kuppel, welche jedoch weder durch ein Kugelgewölbe noch durch Kreuzbögen mit Zwischenfeldern gebildet ist, sondern in welchem die sphärischen Dreiecke gleichsam ihre eigenen Träger sind. Der Verband gleicht mehr dem durch gegenseitiges Stützen als dem durch gleichzeitiges Lasten und Tragen hervorgebrachten. Das Tonnengewölbe selbst ruht aber in seiner ganzen Länge auf zweien, dasselbe in jedem Punkt unterstützenden Mauern. Von einer Vertheilung der Last auf bestimmte Punkte und dadurch zu bewirkender Entlastung anderer, die somit als Träger

überflüssig würden, sieht man in diesem Bau kaum eine Andeutung.

In Athen war unter den Säulenhallen, welche zu Versammlungen dienten, eine bekannt unter dem Namen der Stoa Basileios. Sie verdankte diesen Namen dem Archon Basileus oder Archon König, welcher als Erbe der geistlichen Geschäfte der Könige von Attika bei Einsetzung der neun jährlichen Archonten diesen Titel behalten hatte. Derselbe hatte nicht nur die Räume für seine Amtsgeschäfte, welche etwa denen der höchsten geistlichen Behörde in unsern Staaten verglichen werden können, in jener Stoa, sondern als beständiger Vorsitzender des Areopags versammelte er auch diesen, so oft derselbe als Rath zusammentrat, ebendaselbst, während er ihn in seiner Eigenschaft als Gerichtshof in Blutsachen auf den offenen unbedeckten Gerichtsplatz auf dem Ares-Hügel selber, von dem er seinen Namen Areopag entlehnte, berief.

Da der Areopagitische Rath jedes Jahr durch die abgehenden Archonten um neun lebenslängliche Mitglieder vermehrt wurde, so wird zuweilen die Gesammtzahl der Areopagiten nicht klein gewesen sein, und selbst wenn die Sitzungen nicht öffentlich waren, bedurfte er eines ziemlich grossen Sitzungssaales. Es ist daher nicht unwahrscheinlich und bestätigt sich durch spätere Nachbildungen, dass die Königliche Halle am innern Ende die verschiedenen Geschäftsräume, dagegen in der Mitte den grossen

Versammlungssaal enthielt und dass dieser Saal oberhalb der unteren Säulen noch eine zweite Säulenstellung hatte, welche ein erhöhtes Dach trug, und Licht und frische Luft durch die Zwischenräume der oberen Säulen in die Halle einliess. (Vergl. Zestermann: die antiken und christlichen Basiliken. Leipzig 1847.) Man würde sich diese Erhöhung ähnlich dem Mittelschiff unserer Kirchen oder einer s. g. Laterne vorzustellen haben, nur dass bei der Stoa dieser Aufsatz in Dach und Wänden gradlinig und mit Ausnahme der Dachschräge rechtwinkelig sein musste, sofern er in reinen Verhältnissen sich der im Griechischen Styl gebauten Halle anschloss.

Die Römer entlehnten, wie so vieles andere, z. B. die Siegesthore oder Triumphbögen, auch die Idee der Stoa Basileios, von den Athenern. (Vergl. Bunsen: die christlichen Basiliken Roms.) Selbst den Namen übertrugen sie von Griechenland. Weil aber die Römische Sprache das Wort Basilius nur als Eigennamen kannte, dagegen für den Begriff des Königlichen und Prachtvollen die Form „Basilicus" aufgenommen hatte, so nannte man eine nach dem Muster der Stoa Basileios gebaute Halle in Rom Basilica. Man führte indessen in die Architektur dieser Gebäude, die, wie in Athen, sowol zum schattigen Aufenthalt Müssiger oder mit einander in Geschäften Verkehrender, als zu berathenden und richterlichen Verhandlungen und zur Veröffentlichung des Richterspruchs dienten, eine dem Römischen Baustyl

entsprechende Veränderung ein. An sich steht eine Säule, welcher Ordnung sie angehöre, mit keiner Art der Ueberdeckung der Säulenzwischenräume in Widerspruch. Vielmehr kann letztere, wie durch Holz- oder durch Steinbalken gradlinig, so auch durch Rundbogen oder selbst durch Spitzbogen vermittelt werden. In Rom also überdeckte man die Säulen an beiden Langseiten, welche die Halle, wie wir sagen, in drei Schiffe abtheilten, mittelst Rundbögen, welche das Dach der Seitenschiffe und zugleich die kleineren Säulen trugen, auf welchen letzteren wieder die aus Holz gefügte Ueberdachung des Mittelschiffs ruhte. Diese vertrat in ihrer schräg aufsteigenden Giebelform zugleich die sonst übliche horizontale Decke. (Taf. VI.)

Sowie bei diesen Gebäuden die Bogen-Ueberdeckung der Säulenweiten eingeführt war, lagen drei weitere Veränderungen sehr nahe: erstens, dass man in Uebereinstimmung mit diesen Bögen das innere bisher gradlinigte Ende der Halle durch eine gewölbte Nische, die s. g. Absis schloss; — zweitens, dass man der Stirnseite des ganzen Bau's eine solche Fassung der Thür und des Portals gab, welche mit der inneren Bogenstellung, der Absis und der Abtheilung in drei Schiffe harmonirte. Man errichtete also, wo der Raum es gestattete, vor dem Eingang ein Chalkidikum, eine mit Säulen und Rundbögen versehene Querhalle, aus der eine oder drei oder mehrere rund überdeckte Thüren in die Basi-

lika führten. Die dritte Veränderung würde in der Ueberwölbung des Mittelschiffs mit einem Tonnengewölbe bestehen, welches bald mit bald ohne Beseitigung der oberen Säulchen unmittelbar auf der Wand ruhte, die von den Arkaden-Bögen der Schiffe getragen wurde.

Als nun unter Constantin und seinen Nachfolgern immer mehr grosse bedeckte Räume für den christlichen Gottesdienst nothwendig wurden, lag nichts näher, als sich der vorhandenen Basiliken, welche ohnedies schon zu Versammlungen gebraucht wurden, zu bedienen. Die heidnischen Tempel dienten noch der Religion, der sie gebaut waren, und konnten wohl erst nach völliger Besiegung des Polytheismus durch das Christenthum in christliche Kirchen umgewandelt werden. Bei der frühen Benutzung der Basiliken zu christlichen Versammlungen konnte um so weniger ein religiöses Bedenken sein, als die christliche Religion hier nicht einen heidnischen Gott verdrängte, sondern an die Stelle des Prätors oder eines andern weltlichen Richters den Richter über die Lebendigen und die Todten selber treten liess. Hier war das Volk gewohnt Reden zu hören, über Geschehenes und auch über Künftiges; und wie es scheint, störte die neue Verwendung nicht einmal den bisher üblichen Handelsverkehr derer, die ihre Waaren feil boten, noch weniger den Verkehr der Geschäftsleute, die sich hier trafen oder der Müssigen, die hier Schatten und Kühlung suchten. Hat sich

doch die Sitte, zu gewissen Zeiten in den Kirchen Waaren feil zu bieten, selbst bei uns bis in die jüngste Vergangenheit erhalten und sind doch in Italien die christlichen Basiliken für den Frommen den ganzen Tag geöffnet, während man die Kirchen bei uns vieler Orten an den Wochentagen allen verschliesst, und am Sonntage denen öffnet, die einen Platz bezahlen können, es sei denn, wer es nicht kann, fühle sich so erwärmt und gehoben, dass er anderthalb Stunden auf den kalten Fliesen stehend, vergesse, dass Ansehen der Person, welches nicht gilt vor Gott, wohl gilt vor Kirchenbehörden. Ist doch hie und dort das Eintrittsgeld zu den täglichen Vergnügungen des Tivoli für eine ganze Familie geringer, als ein einzelner Sitz für die Sonntags-Andacht in der Kirche. Wenn z. B. in einer Kirche für eine Gemeinde von 12 — 15,000 Erwachsenen nur für 1000 Zuhörer Raum ist, in dieser Kirche alle Sitzplätze, mit Ausnahme einiger Bänke in den Gängen, verkauft oder vermiethet sind, und wenn unbesetzt doch verschlossen bleiben, wie darf man da über geringen Besuch der Kirche klagen? Wer Einfluss hat, dem Uebel abzuhelfen und ihn nicht anwendet, der wenigstens begiebt sich des Rechts zu solcher Klage. Oeffnet die Gotteshäuser alle Tage, und Sonntags während der Predigt die Plätze allen, die hören wollen. —

So wurden die alten Basiliken in und ausserhalb Roms christliche Kirchen. Von der Volksversamm-

lung nahm die christliche Versammlung den Namen Ekklesia an, und wieder nach dem Vorgange des alten Athens nannten sie die Hauptversammlung, die erste in der Woche, die Kyria, oder Kyriake und darnach hiess nun und heisst zunächst das Gebäude und dann die Gemeinde der Christen selbst, die sichtbare und die unsichtbare, bei den Romanischen Völkern nach dem Griechischen Wort „Ekklesia" Chiesa, Eglise u. s. w., bei den Germanischen Völkern nach dem Griechischen Wort „Kyriake" Kirche, Church u. s. w. Die vorhandenen Basiliken reichten natürlich bald nicht mehr aus. Man baute nach dem Muster der alten neue christliche Basiliken, an denen Rom besonders reich und deren Grundform im Allgemeinen zugleich die Grundform für die Kirchen des katholischen und protestantischen Europa's geblieben ist.

Betrachten wir nun die eigentlich christlichen Basiliken nach den Formen, in welchen sie in der officiellen Kirchensprache und in der Architektur diesen Namen führen, so lassen sich folgende Merkmale als wesentlich angeben. Eine Basilikâ ist ein oblonges Gebäude, dessen Haupteingang an dem einen schmalen Ende ist, welchem gegenüber an dem andern schmalen Ende sich eine grosse Nische, Tribune oder Absis befindet; der innere Raum ist der Länge nach durch eine doppelte Säulenreihe in drei Schiffe getheilt, von denen die beiden Seitenschiffe schmäler und niedriger sind als das Hauptschiff. Von

Säule zu Säule dieser Reihen geht ein Rundbogen; über diesen Rundbögen erhebt sich eine Mauer bedeutend höher als die Decke und das Dach der Seitenschiffe, oben durch Fensteröffnungen das nöthige Licht einlassend und zugleich das Dach des Mittelschiffs tragend. Dieses aus Holz gefügte Dach bildet zugleich die Decke des Mittelschiffs, oder es ist eine besondere gleichfalls hölzerne wagrechte Decke hinzugefügt. Zuweilen sind einige Rundbögen zur Unterstützung des Dachs quer durch das Hauptschiff gelegt (vergl. die Stiftskirche in Gernrode Taf. VI. und S. Prasede in Rom); auch finden sich, wie bei der Paulskirche vor Rom, fünf Schiffe. Zu diesen architektonischen Eigenthümlichkeiten kam dann öfter noch eine besondere, oben erwähnte, portalartige Vorhalle, nicht eine Griechische Tempelhalle mit dreieckigem Giebelfeld, wie beim Pantheon, sondern eine dem innern Bau entsprechende Querhalle mit Rundbögen auf Säulen, wie bei den Römischen Basiliken St. Maria in Cosmedin und St. Paul. Aber auch die Peterskirche in Rom ist eine „Basilika.“ Der ursprüngliche Bau ist durch einen späteren prachtvolleren ersetzt. Hier ist der Romanische Rundbogenstyl vollständig durchgeführt. Die schweren Bögen, welche die Schiffe trennen, ruhen nicht mehr auf Säulen, sondern auf mächtigen Pfeilern, das Haupt- und die Seitenschiffe sind mit Tonnengewölben überdeckt. Durch das Gewölbe des Hauptschiffs sind Seitenöffnungen geführt, welche die

Stelle der Fenster in der früheren oberen Wand des Hauptschiffs vertreten. Ausserdem ist, entsprechend dem Rundbogenstyl, über dem Kreuz eine Kuppel auf den hohen Cirkelwänden einer s. g. Laterne erhoben, durch welche letztere eine Menge in Uebereinstimmung mit dem graden Abschluss unter dem Ansatz der Kuppel grade überdachte Fensteröffnungen geführt sind. Aehnliche Laternen befinden sich über den Quadraten der Seitenschiffe. Auch das Chalkidikum fehlt nicht als mächtige Vorhalle zu dem Prachtbau.

Als sich mit dem Christenthum das Bedürfniss der Kirchen von Rom aus in den nördlichen Ländern verbreitete, wurde der Rundbogenstyl allmälich besonders in Deutschland allgemeiner Kirchenstyl. Namentlich zeichnet sich das elfte und besonders das zwölfte Jahrhundert durch den Bau von Kirchen in diesem, dem s. g. Byzantinischen,*) richtiger Romanischen oder Römischen Styl aus. In Italien war man reich an Säulen von alten Tempeln. Man bediente sich dieser oft für dieselbe Kirche ohne Rück-

*) Der Name des Byzantinischen Styls ist bekanntlich in neuerer Zeit mit Recht auf die Gotteshäuser der griechischen Kirche, die nach dem Muster der Hagia Sophia in Konstantinopel erbaut sind, beschränkt. Der Byzanthinische Styl gehört zum Rundbogenstyl, und unterscheidet sich von dem Romanischen Styl besonders durch das Vorherrschen der Halbkugel vor dem Bogen, und durch die damit zusammenhängende Beseitigung der Langschiffe.

sicht auf Verschiedenheit der Kapitäle, der grösseren oder geringeren Durchmesser u. s. w. Ueberdies waren im Lauf der Jahrhunderte in Italien grosse Marmorbrüche entdeckt und geöffnet. In Deutschland dagegen waren die Marmorsäulen der alten Basiliken schwer und nur mit grossen Kosten herstellig zu machen.*) Man war genöthigt, dieselben bald abwechselnd bald sämmtlich durch gemauerte Pfeiler zu ersetzen. Diese Pfeiler musste man stärker bauen, als die meistens monolithen Säulen. Weil stärker, waren sie nun aber auch fähiger, einem stärkeren Schub des Bogens Widerstand zu leisten. Zur Unterstützung des hölzernen Dachs hatte man, wie oben bemerkt, hin und wieder hohe Bögen auf noch mehr verstärkten Pfeilern quer über das Mittelschiff gelegt. (Vergl. Taf. VI.) Wie nahe trat nun der Gedanke, erst die kleineren Seitenschiffe, dann das ganze Mittelschiff zu überwölben, und zwar nicht durch ein Tonnengewölbe, welches in seiner ganzen Ausdehnung eine starke tragende Wand und starke Widerlage verlangte, sondern mittelst Bögen, die nach dem Vorbild der Arkadenbögen von Pfeiler zu Pfeiler erst im rechten Winkel und dann in der Diagonale kreuzweise die Abtheilungen des

*) Auch in Frankreich fehlte es an dem Material zu Säulen. Der Abt Sugerius wollte für die Basilika St. Dionysii die Säulen aus Rom kommen lassen. Cf. Annales Ordinis Benedicti auctore Mabillon. Lucae 1745. Tom. VI. p. 302. ad Ann. 1140.

Schiffes durchschnitten. Die Bögen und Kreuzbögen hatten nun nur die leichte Füllung der Gewölbe zu tragen. Auch die Wand oberhalb der Arkadenbögen konnte schwächer gehalten und vielfältig bis zur Höhe des Dachs der Seitenschiffe durch das Triforium, die drei (vergl. unter andern St. Ursula in Cöln) oder mehreren thürartigen Oeffnungen oberhalb der Arkadenbögen, durchbrochen und verziert, oberhalb des Dachs der Seitenschiffe aber mit grösseren Lichtöffnungen versehen werden.

Je mehr aber nun die Last der sämmtlichen Gewölbbögen auf die Pfeiler gelegt wurde, desto stärker mussten diese selbst sein, um dem Druck und Schub zu widerstehen. Dies war ein grosser Uebelstand, weil dadurch eine weit grössere Trennung der Seitenschiffe von dem Hauptschiff eintrat, als früher bei den dünneren Säulen stattgefunden hatte, was indessen für den Altardienst weniger störend war, als für das Anhören der Predigt oder des Evangeliums und der Epistel. Im Uebrigen war nun das Rundbogen-System des inneren Bau's in der Hauptsache vollständig durchgeführt, und fand allmählig auch seinen vollständigen Ausdruck im Aeussern. Nicht nur Thüren und Fenster wurden rund überdeckt, sondern auch alle Verzierungen in demselben Styl gehalten. Die mächtige noch ganz runde Absis wurde mit einem Fries von zierlichen Rundbögen umgeben, hin und wieder wurden auch die beiden Enden des Kreuzschiffes mit einer runden

Absis und diese gleichfalls aussen mit Rundbogen-Verzierungen versehen, selbst die viereckigen Thürme, die meistens den runden vorgezogen wurden, waren von unten bis oben mit zahllosen rund überdeckten Fensteröffnungen verziert, und wo ein spitzer Giebel mit graden Sparren sich dem Auge zeigt, scheinen die letzteren von unzähligen ansteigenden Bögen getragen zu werden. (Taf. VII. Apostelkirche in Cöln.)

Diese Kirchen wurden hauptsächlich in den Jahrhunderten der Kreuzzüge erbaut, und ohne Zweifel hatten diese einen nicht geringen Einfluss auf ihre Vervielfältigung. Das Predigen des Kreuzes aller Orten rief eine ungewöhnliche Menge Zuhörer in die Kirchen, und der Orden der Benedictiner, der damals in hohem Ansehen stand, mochte wohl durch das Bedürfniss aufmerksam gemacht und dem allgemeinen Zuge im Interesse der Religion folgend, die Zeitverhältnisse zu Gunsten des Kirchenbau's benutzen.*) Gewiss ist, dass nicht wenige der bedeutenderen Bauten im Romanischen Styl durch Benedictiner, mögen sie die Bauherrn oder selbst die Baumeister gewesen sein, errichtet sind, so dass man fast geneigt wird, diesen Kirchenstyl vorzugsweise als

*) Eine lesenswerthe Erzählung vom Bau der Basilika Divensis, oder Basilika St. Mariae in oppido St. Petri supra Divam findet sich in Annal. Ord. Bened. Tom VI. p. 362 ad Ann. 1145. — St. Pierre sur Dives ist in der Nähe von Caen in der Normandie.

den der Benedictiner anzusehen. Leider sind die Nachrichten darüber bisher nicht genügend zusammengestellt. Je öfter sich aber die Kirchen für die sich hinzudrängende Hörer-Menge zu klein erwiesen, desto mehr muste sich auch der erwähnte Mangel in ihrem Bau bemerklich machen. Durch die mit dem Gewölbbau verbundenen dicken Pfeiler wurden die Seitenschiffe für den Gottesdienst, insonderheit für das Anhören der Predigt fast ganz unbrauchbar. Man hatte freilich versucht, durch abwechselnd zwischen die Pfeiler gestellte Säulen, wo man solche zur Verfügung hatte, dem Uebel abzuhelfen; was sich jedoch bald als ungenügend und selbst als überflüssig erweisen musste. Wie sehr die Breite des Pfeilers der Benutzung des Raums für die Zuhörer hinderlich sein musste, kann man auch heute noch selbst an vielen aus Backsteinen erbauten Gothischen Kirchen sehen, aus deren Säulen man mit einer höchst naiven Sorglosigkeit und zugleich Geschmacklosigkeit grosse Stücke weggehauen hat, damit aus dem Seitenschiff Ein Auge mehr den Prediger auf der Kanzel sehen könne. (Vergl. die Jacobi- und Catharinen-Kirche in Hamburg, die Nicolai-Kirche in Kiel und unzählige andere.) So sehr sich nun bei dem Rundbogenstyl das Bedürfniss der Verdünnung der Pfeiler aufdringen mochte, so war doch hier keine Hülfe. Der Schub des Bogens, besonders des Mittelschiffs war zu stark, zumal bei der viel geringeren Höhe der Seitenschiffe, als dass man die

Widerlage, die in der Dicke der Säule bestand, hätte mindern dürfen. Wer behauptet, dass in den Romanischen Kirchen die Säulenweite selten die Breite zweier Pfeiler erreicht, dürfte sich nicht irren. In der Kirche zu Wyssel ist das Verhältniss wie $1\frac{1}{3}$ zu 1.

Nun war aber schon seit geraumer Zeit theils bei Gebäuden des Romanischen Styls, theils bei anderen eine vielleicht aus dem Orient entlehnte Ueberdeckung von Fenster- und Thüröffnungen, welche sich indessen, der Form nach, am frühesten in den Schatzhäusern Griechenlands und in den Thoren einiger Cyklopischer Stadtmauern findet, angewendet worden. Es war dies der Spitzbogen, dem man natürlich eine dem Keilschnitt des Rundbogens analoge Construction gab. Man musste bald entdecken, dass diese neue Art der Raumüberdeckung den Schub des Bogens bedeutend mindere, indem er ihn viel näher in die Richtung des senkrechten Drucks des Bogens brachte, oder mit andern Worten, dass je höher der Spitzbogen sich erhob, desto mehr die Richtung des Schubs sich der Axe des Trägers, sei dieser ein Pfosten oder eine freistehende Säule, nähere. Liesse sich der Schub eines Bogens vollständig in die Axe der Säule legen, so würde er damit ganz aufhören, und sich in einfachen verticalen Druck verwandeln.

So war das Mittel gefunden, die Gewölbträger zu verdünnen und die grossen durch Gewölbe überdeckten Räume der inneren Kirche möglichst wenig durch die Träger des Gewölbes zu unterbrechen und zu beschränken. Wie nun bei dem im Wesen jedes Bogens liegenden, nie ganz zu beseitigenden Schub die Widerlage theils in den Seitenschiffen, theils in den ausserhalb der Mauer verlegten Strebepfeilern vermittelt wurde, wie sich die Construction der Kreuzgewölbe vereinfachte, wie die früher zwischen den Trägern der Quergurten des Mittelschiffs gestellten kleineren Pfeiler oder Säulen, welche die Gewölbe der Seitenschiffe trugen, gänzlich beseitigt wurden, gehört nicht weiter hieher. Genug, dieselben Säulen genügten, die Gewölbe beider Schiffe zu tragen, sie konnten verglichen mit den Pfeilern der romanischen Kirchen im Verhältniss zu den überspannten Räumen auf die Hälfte vermindert werden und bewirkten auf solche Weise, dass das Mittelschiff und die Seitenschiffe fast nur Einen grossen Raum bildeten, der von der Kanzel aus in viel grösserem Umfang konnte übersehen werden, wie die Kanzel von einem viel grösseren Raum der Schiffe, namentlich des ihr gegenüber liegenden Schiffs gesehen wurde.

Jedoch mit der Entdeckung dieser Eigenthümlichkeit des Spitzbogens war noch keine einzige Kirche gebaut. Ja, wer immer der erste Baumeister gewesen sein mag, der die Tragweite dieser Ent-

deckung oder ihrer Anwendung auf den ganzen Kirchenbau zuerst erkannte — es wird am Ende des zwölften oder im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gewesen sein — musste er nicht fast verzweifeln, zur Ausführung eines Bau's nach diesem neuen Princip jetzt noch eine würdige grosse Gelegenheit zu finden? Der Leser wolle die Frage nicht für eine müssige halten, da sie längst thatsächlich beantwortet und der Zweifel widerlegt sei. Wir glauben annehmen zu dürfen, dass wenige sich der Gründe der Frage und der Ursachen, welche die thatsächliche Widerlegung herbeiführten, sogleich erinnern werden.

Das Königreich Jerusalem hatte beinahe ein Jahrhundert bestanden. 1187 war Jerusalem durch Saladin wieder erobert. Die Theilnahme der Völker für Kreuzzüge war erloschen. Die späteren Kreuzzüge waren Unternehmungen der Fürsten auf Betrieb der Päbste. Indessen hatte sich auch dem gemeinen Mann der Gedanke aufdrängen müssen, dass die Feinde des Christenthums nicht bloss in Asien und Afrika zu suchen wären, war doch auch gegen die Wenden das Kreuz gepredigt und angenommen. Ja, die inneren Streitigkeiten, religiöse und politische, in der christlichen Welt Europas selbst, verfehlten nicht an die Nothwendigkeit zu mahnen, das Kreuz daheim für die Heimath zu predigen. Die Zerrissenheit aller Verhältnisse einigte die, welche sich nach Ruhe sehnten, vorzüglich in den mehr und

mehr aufblühenden Städten, und wenn sich eine wahrere Religion und Frömmigkeit aus den hohen weltlichen Kreisen in die mittleren der Städte und einzelner Klöster zurückgezogen hatte, so ist es wohl vorzüglich diesen zu verdanken, dass gerade um die Zeit, da in Jerusalem ein christliches Königreich bestand, und vor allem, da es wieder zu Grunde ging, da Päbste gegen Päbste, Vasallen gegen den Kaiser, und Kaiser und Päbste gegen einander standen, die stattlichsten Kirchen in dem bis zur grossartigsten Blüthe entwickelten Romanischen Styl erbaut wurden. In Gegenden, wo für das Bedürfniss des Gottesdienstes auf so glänzende Weise durch eine Menge eben vollendeter oder in der Vollendung begriffener Kirchen gesorgt war, da wenigstens schien kaum noch für Bauten, wie wir sie in den gothischen Kirchen und Kathedralen bewundern, weder Raum noch Aufwand noch Sinn und Aufopferung erwartet werden zu können. Die Kloster- und die Welt-Geistlichkeit, bei welcher am ersten noch die Reichthümer sich gefunden hätten, ohne welche solche Werke nicht ausführbar waren, vergeudeten dieselben meistens in Wohlleben; und um das Unheil voll zu machen, bekämpften sich gerade um dieselbe Zeit im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in Deutschland zwei Gegenkaiser unter schrecklichen Zerstörungen ein ganzes Jahrzehent hindurch, während in Rom ein Pabst auf dem Thron sass, der mehr an die Vergrösserung seiner weltlichen Macht dachte,

als an die Mehrung des Reiches Christi auf Erden. Selbst die Aussicht, dass die Heilung von der Gründung einer neuen auf das Heilige und auf kirchliche Zucht gerichteten Gesellschaft ausgehen könnte, wie man an dem beredten Bernhard von Clairvaux ein Beispiel gehabt, schien durch das Verbot Innocenz III. gegen die Gründung neuer Orden vereitelt. Von den vorhandenen einen neuen Aufschwung des religiösen Sinnes und die durch die kostspieligsten Werke zu bethätigende Erzielung und Verwirklichung eines neuen Kirchenstyls, den man heute vielfältig als den vorzugsweise christlichen betrachtet, zu erwarten, schien in der That durchaus kein Anlass.

Und dennoch. — Die Bettler kamen den Architekten zu Hülfe, die Bettler brachten Reichthümer, die Bettler forderten Kirchen mit weiten Räumen für Predigten, die mehr denn je die Hörer in unglaublicher Menge anzogen überall, die Bettler, hier durch das Beispiel, dort durch Anregung des Wetteifers, lehrten auch andere predigen, sie lehrten überall den neuen Kirchenbau. Nur mit dem grössten Erstaunen kann man die rapide Schnelligkeit betrachten, womit sich die beiden neuen Orden der Bettelmönche, der Franciskaner und Dominikaner über ganz Europa ausbreiteten.

Franciskus von Assisi und Dominicus aus dem Spanischen Geschlecht der Gussmann begannen ungefähr gleichzeitig, im ersten Jahrzehent des 13. Jahrhunderts, diejenige Thätigkeit und Lebensweise,

welche man als den Anfang zur Stiftung ihrer Orden ansehen kann. Nach dem Vorbild der Apostel wollten sie auf allen Besitz verzichtend das Evangelium verbreiten. Armuth und Predigen, Predigen und Armuth waren die Grundzüge ihres Strebens. Franciskus, der weniger gebildete, fing mit der Armuth an. Dem Erbe seines reichen Vaters entsagend, bettelte er und redete er für den Bau der Kirche des St. Damian. Später wurde er auch der Wiederhersteller der St. Peterskirche in Assisi und der durch den Portiuncula-Ablass so berühmt gewordenen Kirche Unserer Lieben Frauen zu Portiuncula. Dominicus, der fein gebildete Spanier, fing mit der Predigt an. Im Gegensatz zu den vornehmen päbstlichen Legaten, welche in voller Pracht auftretend die Albigenser in Languedoc mit dem Schwert zur Anerkennung der Oberherrschaft des Pabstes und des päbstlichen Lehrbegriffs der Kirche bekehren wollten, suchte Dominicus bei einer stets sich gleichbleibenden Todesverachtung und ruhigen Besonnenheit, nur mit den Waffen einer anmuthigen und eindringlichen Beredsamkeit die Schwachen und Abtrünnigen zu bekehren, indem er auf allen Prunk verzichtete, und in äusserer Demuth und freiwilliger Armuth auftrat. Beide hatten schon eine Anzahl Gleichgesinnter um sich versammelt und hatten wenigstens mündlich im Jahr 1215, letzterer schon im folgenden Jahr, trotz des früher erwähnten Verbots, durch eine Bulle die Bestätigung seines Ordens

erlangt. Innocenz III. hatte bald durchschaut, dass diese neuen Orden, welche für die Kirche und die päbstliche Lehre bettelten und predigten, dem Pabstthum vom grössten Nutzen sein würden. Sie wurden nun auf alle Weise begünstigt, und begegneten offenbar bei den Völkern Europas einer Stimmung, welche nach den verunglückten Kämpfen um das heilige Grab gegen die Heiden und bei der allgemeinen Missbilligung des trägen Wohllebens der Geistlichen, sie überall willkommen hiess. Auf einem Generalkapitel, welches Franciskus im Jahre 1219 hielt, waren schon 5000 Franciskaner gegenwärtig. Ihre Klöster verbreiteten sich, als wüchsen sie aus dem Boden, mit unglaublicher Schnelligkeit über ganz Europa, besonders über Italien, Frankreich, England und Deutschland. Vielleicht noch schneller vermehrte sich die Zahl der Klöster der Dominikaner. Im Jahr 1221 bestanden 60 Klöster, im Jahr 1277 schon 352, im folgenden Jahr 417. Unter dem Ordensgeneral Johannes von Vecelli kamen 125 Klöster hinzu. „Daher denn beinahe keine Chronik der Zeit von 1220 bis 1270, die nicht der Einführung und Bestiftung eines oder beider dieser Orden in jeder bedeutenden Stadt gedächte.“ (Vergl. J. Grimm in den Wiener Jahrbüchern Bd. 32. 1825 über „Bertholds des Franciskaners Deutsche Predigten herausgegeben von Chr. Fr. Kling.“)

Der officielle Name der Dominikaner war Fratres Praedicatores, Prediger-Mönche, der Francis-

kaner Fratres Minores, Minoriten. Die letztere Bezeichnung, welche sich auf die Armuth bezog, galt eben so sehr von den Dominikanern, als die erstere von den Franciskanern. Beide heissen und waren Bettelmönche, beide zogen bettelnd durch die Welt und predigten überall. Man wird sich kaum einen Begriff davon machen, welche Menge Prediger jene zahllosen Klöster sowol über heidnische, als insonderheit über alle christliche Länder aussandten. Statt dass früher die Mönche von der Welt sich sonderten, war es die Aufgabe dieser, die Welt aufzusuchen. Die Päbste erlaubten ihnen, dass sie in jeder Kirche predigen, jedem die Sacramente austheilen und jedem ein Begräbniss auf ihren Klosterkirchhöfen gestatten durften. Alles strömte ihnen zu. Oft sahen sie sich genöthigt, unter freiem Himmel zu predigen, wie der Franciskaner Bruder Berthold von Regensburg, von dem die Chronisten aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wiederholt erzählen, er habe oft vor sechzig tausend Zuhörern gepredigt. Die Weltgeistlichkeit führte bei Päbsten und Fürsten die bitterste Klage, dass ob der sich überall eindrängenden Bettelmönche die Parochialkirchen bei der Predigt der Parochialgeistlichen leer ständen, dass das Ansehen der bischöflichen Geistlichkeit zu Grunde gehe, dass alles sich zu der Beichte bei jenen dränge, und nur die Seligkeit hoffe durch ein Begräbniss auf ihren Kirchhöfen. Jeder frage nur nach dem Rath der Pre-

diger- und Minoriten-Mönche. Insonderheit wendeten sich auch die Vornehmen den Bettelmönchen zu. (Bekanntlich traten selbst fürstliche Personen in den Orden.) Ausser den eigentlichen Ordensgeistlichen hätten sie auch eine dritte Brüderschaft erfunden (die Tertiarii), unter welche sie so allgemein Männer und Weiber aufnähmen, dass kaum einer oder eine übrig bliebe, der oder die nicht eingeschrieben sei. Dabei würden von diesen Bettelmönchen Bauten aufgeführt, wie Königliche Paläste, ruhend auf hohen Säulen u. s. w. Die Klagen über die Pracht und Höhe ihrer Bauten wiederholen sich öfter. Schon im Jahr 1245 erliess die Englische Weltgeistlichkeit ein Klageschreiben über alle jene Beschwerdepunkte an den König; und im Jahr 1297 sagt Petrus Joh. Olivi in seiner Professio über die durch die Regel des Ordens vorgeschriebene Armuth, im 4. Punkt, „Ich sage, die auffallenden Uebertreibungen in Bauten für welche grosse und ungebührliche Kosten verwandt werden, sind verderblich.“ Jedoch wird hin und wieder zu Gunsten der Kirchen eine Ausnahme gestattet. Man sieht aus diesen und ähnlichen Klagen, dass schon sehr bald nach der Stiftung der beiden Orden der Aufwand, den sie für kirchliche Gebäude machten, ein ausserordentlicher war.

Es ist wohl schon von selbst einleuchtend, dass sie diesen Aufwand besonders der jetzt aufkommenden neuen Kirchenbauart zuwendeten, ja, dass es

grade das Bedürfniss weiter Räume für grosse Versammlungen war, welches diese Prediger veranlassen musste, überall ihren Einfluss dahin zu verwenden, dass man statt des bisherigen Rundbogenstyls jetzt nur im Spitzbogenstyl baute. Eng damit zusammen hängt die grosse Sorgfalt, welche man jetzt auf die Kanzel verwendete. Dass jener Einfluss aber in allen Richtungen ausserordentlich weit reichte, erkennt man leicht, wenn man bedenkt, dass Franciskaner und Dominikaner, nachdem kaum die Orden gegründet waren, bei Fürsten und Päbsten die ersten Stellen einnahmen. Bettelmönche waren die Räthe der Krone, Gesandte, Finanzminister und Schatzmeister. Bettelmönche waren die ersten Gelehrten ihrer Zeit, und an der Pariser Universität wussten sich beide Orden, trotz alles Widerstrebens der Sorbonne, in den Besitz eines Lehrstuhls der Theologie zu setzen. Unter den Gelehrten nennen wir nur die Franciskaner Alexander von Hales, Bonaventura, Duns Skotus und Roger Bacon, die Dominikaner Jordanus, Raymund v. Pegnaforte, Albertus Magnus und Thomas von Aquino. Albertus Magnus war geboren 1193 in Lauingen an der Donau, etwa 20 Meilen oberhalb Regensburg, seit 1222 Dominikaner, lehrte Theologie und Philosophie zu Cöln, Freiburg, Stassburg, Regensburg, Paris. 1249 wurde er Vorsteher der Schule zu Cöln, 1254 Prövincial seines Ordens in Deutschland. Bald

nachher wurde er von Pabst Alexander IV. nach Rom berufen als Magister Sancti Palatii, eine Würde, welche stets in den Händen der Dominikaner geblieben ist. 1260 ernannte ihn der Pabst zum Bischof von Regensburg, welche Würde er nach zwei Jahren wieder aufgab, um in dem Kloster seines Ordens in Cöln als Weihbischof dem Lehramt und der Wissenschaft zu leben. Er starb daselbst 1280.

Albertus baute selber den Chor der jetzt verschwundenen Dominikaner-Kirche zum heiligen Kreuz (wohl zu unterscheiden von der gleichfalls verschwundenen Kirche des Klosters der Kreuzbrüder) in Cöln im gothischen Styl. Es ist schon merkwürdig, dass wir auch in Regensburg eine der frühesten Spitzbogenkirchen und zwar eine Dominikanerkirche aus den Jahren 1230—1240 finden; und dass wir den Albertus längere Zeit an Orten sehen, wo die berühmtesten Dome dieses Styls erbaut wurden, ausser Cöln in Strassburg, in Freiburg und Regensburg. Dass ein Mann von so hohem Ansehen in der ganzen christlichen Welt, der selbst einen Kaiser zur Tafel laden konnte, auf die damaligen Kirchenbauten und namentlich auch auf den des Dom's von Cöln, wo er lebte, einen ganz ausserordentlichen Einfluss haben musste, ist wohl ausser allem Zweifel; und so dürfte nach dem ganzen Zusammenhang der Dinge die, aus anderen Gründen aufgestellte und bestrittene, Ansicht, dass Idee und

Plan des Cölner Dom's, soweit er nicht die technische Ausführung befasste, die allerdings einen geschulten Baumeister forderte, dem Albertus zuzuschreiben sei, doch noch auf besseren Gründen ruhen, als auf der „sinnbildlichen Bedeutung," die durch das Gebäude durchgeführt sein soll. In ihrem Eifer für die neue Bauart unterschieden sich die beiden Orden der predigenden Mönche nicht von einander. Ist es nicht sehr beachtenswerth, dass bereits 1228 kurz nach dem Tode des Franciskus diesem in seiner Vaterstadt Assisi, mitten in Italien eine gothische Kirche erbaut wird? Der Erbauer war Jacob Lapo, ein Deutscher, hiezu berufen, der Vater des berühmteren Arnolfo Lapo. (Taf. VIII.)

Die Pracht dieser Kirche und auf der andern Seite die ausserordentliche Einfachheit, für welche grade der Romanische Styl, wie z. B. die Kirche in Wyssel bei Calcar beweist, empfänglich ist, widerlegen auf sehr entschiedene Weise die Ansicht Kallenbachs, die er in seinem trefflichen Atlas zur Geschichte der deutschen mittelalterlichen Baukunst auf Anlass der Dominikaner-Kirche in Regensburg (Taf. XXXII.) ausspricht: die Richtung zur neueren Baukunst bei den Franciskanern und Dominikanern habe ihren Grund in der Einfachheit, welche ihnen ihre Verfassung auch selbst im Kirchenbau zur Vorschrift machte. Die Richtung der Dominikaner und Franciskaner auf die neue Baukunst, d. h. auf den Spitzbogenstyl, die allerdings eine sehr entschiedene

und vielleicht ausnahmslose war, hatte nicht ihren Grund in der Einfachheit, sondern einzig in ihrem Beruf, in dem Predigtamt und in der damit verbundenen Nothwendigkeit der Erweiterung der Räume für Hörer durch Schwächung der Säulen und Erweiterung der Säulenstellung. Und dies galt für alle Kirchen. Wie wäre auch sonst erklärlich, dass plötzlich wie mit einem Schlage der Romanische Baustyl gerade in seiner höchsten Blüthe aufhört, dass die in diesem Styl bereits angefangenen, selbst halbvollendeten zum Theil grossen und prachtvollen Kirchenbauten nun in der neuen Bauart weiter geführt, und überall in Frankreich, Spanien, England, Deutschland, ja selbst in Italien neue Kirchen mit noch grösserer Pracht im gothischen Styl erbaut wurden?

Die Kanzel hatte neben dem Altar eine so hohe Bedeutung in der Kirche eingenommen, dass sie fortan, jedoch ohne Beeinträchtigung des Altar-Raums und Chors, vielmehr zugleich zu dessen Hebung, (wie ein flüchtiger Blick auf die Geschlossenheit des Chors und die Offenheit des von der Kanzel beherrschten Raums zeigt) den Baustyl bestimmt. Die Kanzel hat den neuen Kirchen-Baustyl, den gothischen Bau geschaffen.

Wenn man erwägt, dass die Predigt der Bettelmönche den Protestantismus vorbereitete, dass die Predigt später sich als ein Haupttheil des protestantischen Gottesdienstes geltend machte, und

dadurch eben von der katholischen Kirche sich sondernd in dieser, vielleicht unnöthiger Weise, mehr und mehr zurücktrat, so könnte es scheinen, als hätten diejenigen einen gewissen Schein des Rechts für sich, welche in ihrer Unschuld meinen, die gothische Kirche wäre im Grunde die protestantische, wie die romanische die katholische. Wie irrig die Ansicht ist, wenn man auf die Entstehung sieht, braucht nicht gesagt zu werden.

Der Name der gothischen Architektur scheint weder ein Spottname zu sein, den die Italiener dem neuen Baustyl, als einem „barbarischen" beigelegt hätten, noch scheint er sich überhaupt zunächst auf den Spitzbogen zu beziehen. Vielmehr nannte man die Bauart der Deutschen gothisch, weil sie die „Willkürlichkeiten der Gothen (Ravenna) und Saracenen in kleinen und capriciösen Ornamenten, in hohen Gewölben und bizarren Capitälen nachahmten. Zu diesen fügten sie, sagt Frisi, *) die spitzen Bögen und so führten sie den Baustyl ein, den man gewöhnlich die gothische Architektur nennt." Will man also den Namen gothische Architektur in germanische Architektur umwandeln, kommt man in Gefahr, eine geschichtliche Erinnerung an ein Element der Entstehung dieses

*) Frisi Saggio sopra l'architettura gotica, ins Deutsche übersetzt in der (von Herder herausgegebenen?) kleinen Schrift: „von deutscher Art und Kunst. Hamburg 1773."

Styls aufzugeben und nicht den Spitzbogen, der nicht deutschen Ursprungs ist, sondern „die gothischen und saracenischen Schnörkel, Bizarrerien und Capricen“ sich anzueignen. Bizarres findet sich auch heute selbst bei den ausgezeichnetsten Werken der Gothik. Das Wesentliche aber dieses Styls bestand freilich nicht in den Schnörkeln und Bizarrerien, sondern in der Ueberwölbung weiter Räume durch den Spitzbogen und in der vollständigen Durchführung des Winkels statt des Kreises in allem Einzelnen und in dem grossartigsten Ganzen. Ueberall spricht sich der Spitzbogen des Innern auch im Aeussern aus. So wie der vollendete Rundbogenstyl zuletzt von den Halbzirkeln der Absis und des Querschiffs bis zu dem kleinsten Ornament die Kreislinie durchführte, so lag es in dem Wesen des Spitzbogenstyls zuletzt jede Kreislinie zu vermeiden. Die Absis wurde eckig und gradlinig, das Querschiff wieder rechtwinkelig abgeschlossen, das kreisrunde Fenster über dem Portal vermieden, die Spitzbogenfenster nicht mit geschweifter sondern mit gradliniger Krönung gegiebelt, die Thürme und Strebepfeiler spitz und aufstrebend gedeckt und abgeschlossen. In allem diesem und unzähligem anderem ist der Cölner Dom das Muster. Möge er nun auch eine Kanzel bekommen wie St. Stephan, und Prediger wie Bernhard, Bonaventura und Berthold.

Was übrigens die protestantische und jede Kirche betrifft, die wesentlich auch auf die Predigt

berechnet ist, so leuchtet ein, dass keiner der früheren Baustyle sich besser für diese eignet, als eben der gothische. Ein ausgezeichnetes Muster einer solchen gothischen Kirche, welche der Kanzel das weiteste Gebiet eröffnet, ist die Liebfrauen-Kirche in Trier. Vielleicht könnte fraglich sein, ob nicht die Vergrösserung des Gebiets der Kanzel in neu zu erbauenden Kirchen noch weiter zu führen sei, als bisher geschehen.*) Es giebt wohl wenige Kirchen, die eine grössere von der Kanzel übersehbare Zuhörer-Menge fassten, als die in ihrem weiten Raum durch keine Säule unterbrochene grosse Michaeliskirche in Hamburg. Dieselbe ist im Rundbogenstyl erbaut. Wir wagen nicht zu behaupten, dass derselbe Raum mit derselben Sicherheit sich hätte im Spitzbogenstyl überdecken lassen. Allein die schon anderswo mit voller Sicherheit bestehende und hinreichend erprobte Weite des Spitzbogens würde für das Bedürfniss der meisten Kirchen, auch wenn man sie nach einem ähnlichen Grundriss erbauen wollte, genügen. Der so früh verstorbene Eisenlohr hat eine für Offenburg bestimmte gothische Kirche entworfen, mit vier freistehenden Säulen, deren nur zwei die Kanzel dem Zuhörer-Raum verdecken und zwar nur auf so kleine Ausdehnung, als die nothwendigen Zugänge zu den Sitzreihen ein-

*) Vgl. Geffken der St. Nicolai-Kirchenbau. Hamburg 1845.

nehmen. Dieses Modell scheint sich sehr für ähnliche Bedürfnisse neuer oder vergrösserter Gemeinden zu empfehlen. Dass Hamburg sich eine neue Nicolai-Kirche in reinem gothischem Styl erbaut, scheint uns übrigens sehr entsprechend. Die Jacobi- und Katharinen-Kirche sind wahrlich keine Muster dieses Styls, und hätte Hamburg nicht die von Chateauneuf erbaute neue Petri-Kirche, würde es schwer sein, daselbst sich einen Begriff von gothischer Bauart zu erwerben. Dass die Kanzel auch diesen Bau sowohl im Plan als in den Säulen beherrscht hat, ist nicht schwer zu sehen. *)

Werfen wir nun noch einen Blick auf das zurückgelegte Gebiet von Aegypten bis in unsere unmittelbare Nähe, und erwägen die Vereinigung von Stoff, Form und Zweck, so ist wohl gleich einleuchtend, dass der Aegyptische Styl für Länder disseits des Mittelmeers durchaus nicht anwendbar ist. Auch ist es, soviel wir wissen, in Europa niemandem ein-

---

*) In Hamburg war schon 1227 das Dominikanerkloster St. Johannis und das Franciskanerkloster St. Maria Magdalena durch Adolph IV. gestiftet. — Die Gesammtzahl der Franciskanerklöster betrug im Jahr 1264 8000 mit 200,000 Mönchen. Dies zur Ergänzung des oben S. 56 Gesagten.

gefallen, im Aegyptischen Styl zu bauen, es sei denn, dass man die äussere Stirnseite des „Egyptian house“ in London dahin rechnen wollte, bei welchem der Aegyptische Styl als Decoration verwandt ist. Man wird darin höchstens eine Sonderbarkeit erkennen, die den Nutzen hat, dass sie die Veranschaulichung eines Aegyptischen Bau's unterstützt.

Die drei übrigen Style, die wagrechte Decke mit Giebeldach, der Rundbogen und der Spitzbogen, mit ihren verschiedenen Trägern kommen noch täglich in mannichfacher Weise zur Anwendung. Sollte nun eine Regel aufgestellt werden, wonach die menschliche Willkühr, — denn sie ist die Ursache der Unreinheit des Styls — wieder auf die Reinheit der Baukunst nach ihrer naturgemässen Entwickelung zurückgeführt werden kann, so würde zu fordern sein, dass jeder Bau dem Baustoff, den klimatischen und räumlichen Verhältnissen, ferner dem Zweck des Bau's entspreche. d. h. dass sich aus diesen Bedingungen die Form des Bau's zunächst in seinem Innern ergebe. Demnächst hätte das Innere des Bau's die Form des Aeussern zu bestimmen. nicht umgekehrt; noch weniger sei das Eine von dem Andern unabhängig.

Ist also die Form des Innern im Ganzen und in seinen Theilen gradlinig mit wagrechter Deckung der von senkrechten Wänden eingeschlossenen Räume, so sei auch die Form der äussern structiven Theile

gradlinig. Ist die Deckung im Innern rundbogenförmig, so erscheine dieses Innere auch äusserlich in der Deckung der Fenster und Thüröffnung u. s. w. (Vergl. die romanischen Kirchen.) Ist die Deckung im Innern spitzbogenförmig, so erscheine dieses Innere auch äusserlich in der Deckung der Fenster und Thüröffnungen u. s. w. (Vergl. die gothischen Kirchen). Die rein decorativen Theile seien nach den vorhandenen Musterbauten jener drei Baustyle gewählt, oder in dem Geist jener Bauarten neu geformt. (Vorsicht.) —

Jede Abweichung von diesen Regeln macht den Bau unrein. Nur dem Grossen, Ungewöhnlichen und Uebermächtigen ist, wie in allen Sphären, so auch in der Baukunst wohl gestattet, sich von der Regel mit Weisheit zu befreien. Die Halbkugel der Deckung eines grossen kreisrunden Bau's hebt die Herrschaft der wagrechten Linien der Mauer nicht auf. —

Ein Bau in den heute üblichen Bauweisen und aus dem bisher üblichen Material ist in seiner Ganzheit wagrecht und senkrecht abgeschlossen, also gradlinig, daher harmonirt die gradlinige Mauer, der gradlinige obere Abschluss der Mauer, der gradlinige Ansatz und First des Daches mit jedem dieser Baustyle.

Es ist für die gewöhnliche Architektur eine unbedingte Forderung der Reinheit des Bau's, dass jede Mischung der characteristischen Eigenthümlich-

keiten des einen der drei Baustyle mit denen des andern entschieden vermieden werde. Es handelt sich hier sowohl für die Kunst als für das gewöhnliche Urtheil besonders um die Façaden oder Stirnseiten der Gebäude. Um also mit Kleinem anzufangen, es ist verwerflich über den grade bedeckten Fenstern abwechselnd eine giebelartige und eine Rundbogen-Verzierung anzubringen, eine Unart, die aus Palmyra zu stammen scheint. Es ist verwerflich, in einem gewöhnlichen Haus die Fenster gradlinig, die Thür im Bogen zu überspannen, Es ist sehr verwerflich, an demselben Gebäude die Thür im Spitzbogen, die Fenster im Rundbogen zu überdecken. — Da ein Fenster den Zweck hat, Licht und Luft in die inneren Räume einzulassen, das bessere Licht aber das mehr von Oben kommende ist, so ist dafür zu sorgen, dass die Fenster in ihrer ganzen oder je nach dem Styl in möglichster Breite so hoch hinauf reichen, als die Architektur gestattet. Diese Bestimmung gilt im Allgemeinen für grade, runde und spitzbogige Fensterdeckung. Beim gewöhnlichen gradlinigen Häuserbau mit wagrechter Decke der innern Räume ist es an sich ein Widerspruch, Rundbogen-Fenster oder gar Spitzbogen-Fenster anzubringen. Abgesehen aber von dem Mangel an Styl in solchem Gebahren, was geschieht? Man beraubt sich zuerst des besten Lichtes, denn dieses wird durch die Mauer der beiden Bogenhälften verdeckt, da man immer die Fenster an der

Seite eben so hoch führen kann, als in der Mitte; — man versieht sein Fenster oben mit zwei Scheibenrahmen, welche entweder nicht zu öffnen sind, oder wegen der gerundeten Form bald nicht mehr schliessen; die innere Verzierung der Vorhänge nimmt mit Recht aus ästhetischen und ökonomischen Gründen auf die Ründung gar keine Rücksicht, und auch aussen sucht der Architekt selber meistens den Fehler dadurch wieder gut zu machen, dass er dem Bogen des Fensters ein gradliniges Gesimse giebt. Kurz, die bekanntlich in neueren Zeiten bei grader Decke der inneren Räume sehr üblich gewordenen Bogenfenster sind ebenso wenig in Privathäusern zu billigen als in öffentlichen Gebäuden, Krankenhäusern u. s. w., wo, wie bemerkt, nicht nur das beste Licht durch den Bogen ausgeschlossen, sondern auch bei der Schwierigkeit, solche Quadrantenfenster oder gar die als Halbzirkel formirten Klappen-Fenster zu öffnen und zu schliessen, der besten Luft der Zugang versperrt wird. Den Einwand, dass man die oft weiten Fensteröffnungen nur im Bogen überspannen kann, wird wohl jeder Architekt als einen nichtigen zurückweisen. Wer aber meint, es sei in diesen Forderungen doch zu weit gegangen, den wollen wir einfach auf das Wort des Pindar verweisen, dass die kommenden Tage die weisesten Zeugen.

Wenn nun schon im Einzelnen die Verletzung der Reinheit des Styls verwerflich ist, wie noch viel

mehr, wo es sich darum handelt, das ganze Aeussere des Bau's in einem Styl aufzuführen, welcher durch das Innere sofort der Lüge überwiesen wird. Wie jeder nur Halbkundige es lächerlich finden würde, wenn dem Cölner Dom die Façade eines griechischen Tempels gegeben wäre, so ist es durchaus zu verwerfen, wenn man einem Gebäude, kleinem oder grossem, dessen innere Räume alle oder meistens wagerecht überdeckt sind und nach Zweckmässigkeit es sein müssen, eine spitzbogige oder rundbogige Façade geben wollte. In dieser Rücksicht sind wohl die meisten niederländischen Rathhäuser im gothischen Styl zu tadeln. Das Rathhaus zu Brüssel hat vernünftiger Weise grade überdeckte Fenster, verräth aber um so mehr, dass der gothische Styl seines Aeussern nichts als Decoration ist. Nun frage man, ob das heisst, in einem würdigen, oder überhaupt in einem Styl bauen? Es heisst nichts anderes, als eine Maske aufführen, wäre sie noch so schön gearbeitet. Ein solches Gebäude aber auch im Innern im gothischen Styl bauen, hiesse nicht nur etwas an sich völlig unmotivirtes thun, sondern auch einen sehr grossen Höhen-Raum zwischen den Gewölben verschwenden. Auch wäre wohl zu bedenken, dass das gothische Gewölbe in der That auf der Voraussetzung beruht, dass es nur zu decken, nicht aber auch zu tragen hat. Stockwerke im gothischen Styl, eins über dem andern, sind schwerlich zu billigen, auch wenn man leicht vermeiden kann,

die Last des oberen auf die Gewölbe des unteren selbst zu legen. Bleibe der gothische Styl den Kirchen, die ihn geschaffen haben, vorbehalten.

Sind in grösseren Staatsgebäuden Räume feuerfest zu überdecken, so scheint das flachere Gewölbe des Kreisbogens viel zweckmässiger. Und da diese Räume meistens im Keller und unteren Geschoss liegen, so wird das äussere Hervortreten des Rundbogens durch das ganze Gebäude in derselben Höhe durchzuführen sein, und zwar in einem Material, welches der massiveren Bogen-Construction entspricht. Kleine viereckige Fensterlöcher im Kellergeschoss unter einem Erdgeschoss (Parterre) im Rundbogenstyl sind nie schön — eben weil sie incorrect sind.

Man hat es gerühmt, dass die neuen Theile Hamburgs reich seien an Häusern in den verschiedensten Stylen; durch die Mannichfaltigkeit der Façaden sei die Stadt für den Reisenden fast eben so interessant als Nürnberg, und werde es nach einem Jahrhundert noch mehr sein. Das sei zugegeben. Wir glauben, Hamburg wird einen grossartigeren Eindruck machen, als Nürnberg mit seinen vielen Niedlichkeiten, humoristischen Einfällen und naiven Absonderlichkeiten. Allein auch in Hamburg wird man wenige Häuser finden, denen man eine höhere Kunsttheilnahme zuwenden möchte. Gewiss ist es sehr interessant, wenn sich die Individualität einer Zeit, oder selbst des einzelnen Bauherrn in der Architektur ausspricht, und man kann es hübsch

und selbst dankenswerth finden, wenn der Bauherr oder Baumeister seiner Neigung und seinen Ideen folgt. Es ist nur zu wünschen, dass dies immer mit Bewusstsein, mit der richtigen Einsicht in das geschehe, was die Reinheit der Baukunst fordert, und was sich daneben die individuelle Auffassung mit Recht erlauben darf. Sicherlich aber werden Häuser wie Nr. 20 in der Hermannstrasse, Nr. 52 in der Ferdinandstrasse, Nr. 23 auf den grossen Bleichen, Nr. 18 am alten Jungfernstieg zu aller Zeit den Eindruck eines in der Hauptsache correcten Bau's machen und auch bei der Nachwelt die Anerkennung gewinnen, auf welche ein gesunder Geschmack und Verständniss des Schönen, von dem schon Plato sagt, „es sei schwer," Anspruch haben. Man braucht solche Bauten nur mit den meisten andern zu vergleichen, um sich über den Eindruck klar zu werden, den sie, wie jetzt, so nach hundert Jahren machen werden; und sich darüber zu trösten, dass kein neuer Styl für unsere Zeit erfunden ist, und, so lange man aus Stein und Holz baut, nicht leicht erfunden wird. Rein bauen ist die Aufgabe.

In neuerer Zeit bemüht man sich mit einem grossen Aufwand von Forschung und Zusammenstellung über die Baumeister der berühmtesten Kirchen und Kathedralen einige Vermuthungen zu gewinnen. Die Baumeister merkwürdiger Wohnhäuser des Mittelalters sind in der Regel völlig unbekannt. Gewiss ist der Wunsch gerechtfertigt, es möchte der Name

des Baumeisters jedes Hauses in die Stadtbücher und eventuel in den Kaufbrief eingetragen werden. Die Nachwelt würde es der Gegenwart danken.

Mit dem Bau einer Kirche, eines Rathhauses, eines Theaters, einer Wohnung u. s. w. ist die Aufgabe der Architektur freilich nicht vollendet. Hippodamos baute Städte. Wichtiger als alles Einzelne ist das Ganze. Dem Ganzen sich unterwerfen, ihm freiwillig Opfer bringen, scheint heut zu Tage für den Einzelnen meistens sehr schwer, und erscheint manchem auch bei andern so unbegreiflich, dass er geneigt ist, für ein einfaches correctes Verhalten armselige Motive in seinem Kämmerlein auszudenken, über welche er sich selber weit erhaben glaubt. Auch nicht leicht scheint es auf der andern Seite, dass das Ganze und die es vertreten, mit der richtigen Einsicht in die Aufgabe den Muth und die Energie zur Durchführung verbinden. Paris und Hamburg haben sich in dieser Beziehung besonders ausgezeichnet. Der Neubau von Hamburg ist ein Muster der Beherrschung des Einzelnen durch das Ganze, ein denkwürdiges Beispiel von Gemeinsinn, zum Vorbild für jede andere Stadt; auch für solche, in denen nicht erst ein grosses gemeinsames Unglück zu gemeinsamem guten Thun auffordert, und zugleich die Opfer, die dieses verlangt, nur als eine Zugabe zu dem Hingegebenen und Verlorenen erscheinen lässt. — Keine Stadt, die einige Aussicht auf Entwickelung und Wachsthum hat, sollte es für unwe-

sentlich halten, dass sie sich selber durch Neues und durch Erneuerung des Alten in einem würdigen, correcten, reinen Styl aufbaue. Ein weiser Stadtplan, der nach Jahrhunderten noch taugt, eine weise Bauordnung und eine einsichtige Baupolizei sind unerlässliche Forderungen an jede Stadt, die nicht schwach auf sich selber verzichten, und bei jeder Gelegenheit erst dann entdecken will, was sie hätte thun oder lassen sollen, wenn es zu spät ist. —

Wer mit der Aeusserung im Anfang dieser Schrift über den ethischen Charakter der Architektonik einverstanden ist, wird mit Recht wünschen, dass auch die wissenschaftliche Behandlung dieser Kunst allewege denselben Character trage. Da des Erbärmlichen und Thörichten uns im gewöhnlichen Leben genug begegnet, so ist nicht nöthig, es auch noch in die Wissenschaft und Kunst zu verschleppen. Gewiss ist die Wahrheit in beiden niemals beleidigend, und gleichwol machen wir täglich die Erfahrung, dass eine neue Ansicht, sei sie noch so objectiv gehalten, von denen, die bisher anderer Ansicht huldigten, so aufgefasst wird, als wäre ihr nur dadurch zu begegnen, dass man sich gebahrt, als sei man verletzt und habe gegen einen unbegründeten Angriff zu kämpfen. Was in dieser Schrift vorgebracht ist, soll niemandem einen alten Irrthum zum Vorwurf machen; es soll eben nur in ehrlicher Meinung

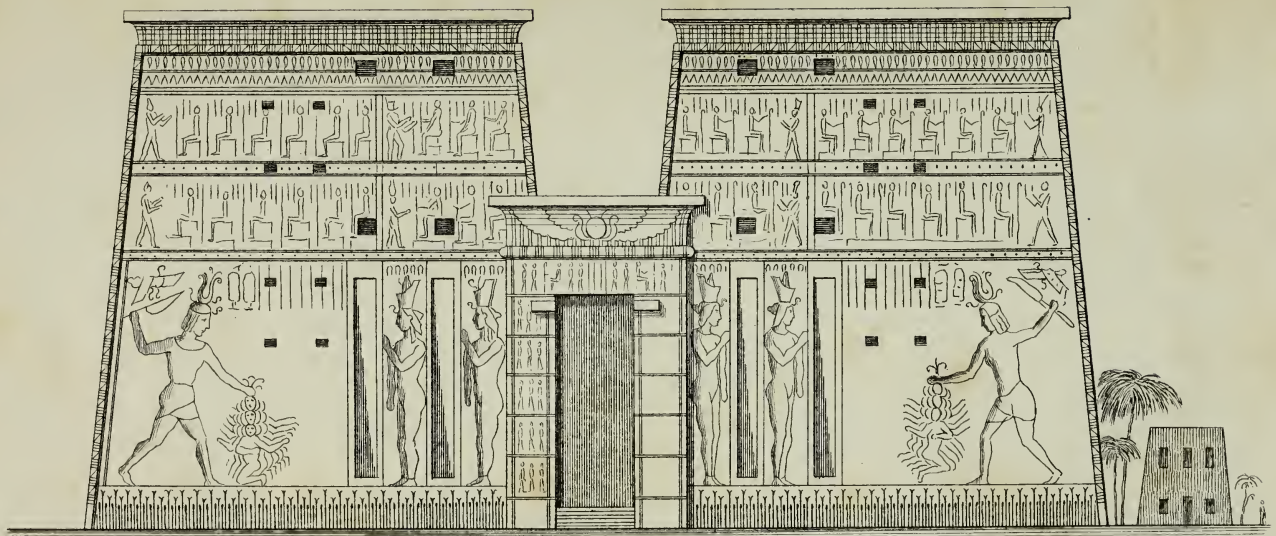
das Wahre aussprechen. Zu architektonischen Gesprächen geben überall die zahlreichen Bauten nah und fern vielfachen Anlass. Dass bei solchen Unterhaltungen, an denen sich jeder gerne betheiligt, oft Unkunde und nur vermeintliches Wissen zu Tage kommt, ist nicht zu verwundern. Um so mehr ist zu wünschen, dass in populärer Darstellung eine einfache fassliche Belehrung zugänglich werde. Diese möge hier gegeben sein. Es ist damit nicht gemeint, dass nur fremde Ansichten und Aufstellungen in einer andern, etwa fasslicheren Form wiedergegeben wären. Vielmehr lag die Ueberzeugung zum Grunde, dass eben durch die gegebene Nachweisung des Ursprungs der vier hauptsächlichsten Baustyle theils manche Fragen sich beantworten, manche Ansichten sich berichtigen, insonderheit aber sowohl das Wesen als die Reinheit jedes Baustyls für jedermann am besten sich begründen liesse. Und wie der Unverbildete viel geneigter ist, das Gute, als das Schlechte zu erkennen, so ist es auch viel leichter, ihm das Wahre begreiflich zu machen, als das Falsche. Möge denn diese Schrift dem Leser erscheinen als eine solche, die Wahres in leicht begreiflicher Fassung darstellt.

Kiel, im Sommer 1855.

Druck von C. F. Mohr in Kiel.

Alt-ägyptischer Tempel zu Edfou. Pylon.

(Apollinopolis magna.)



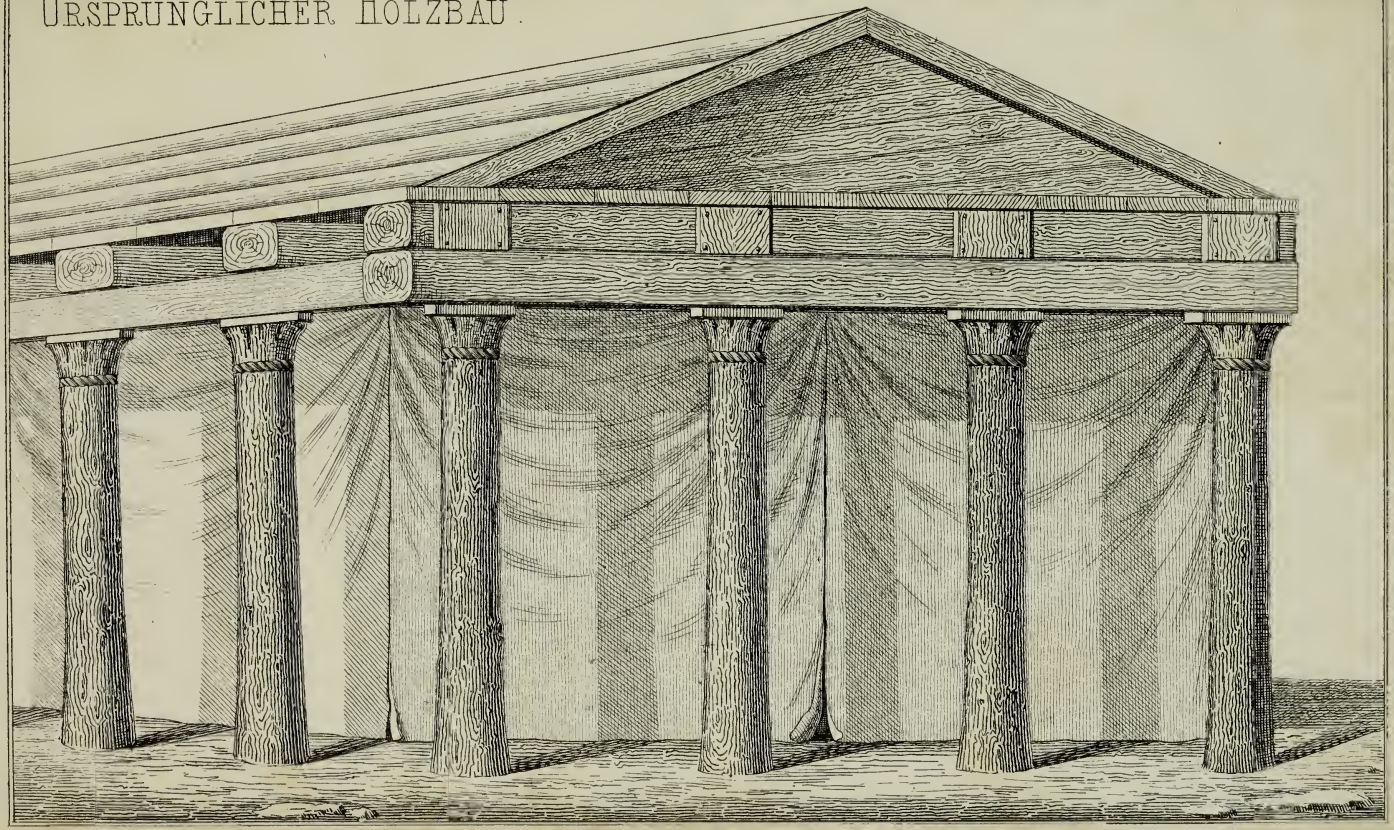
C. Zahn

Descript. d'Egypte
Vol. 1. pl. 51.

0 1 2 3 4 5 10 15 20 25 30 35 40 45 50 55 mètres.

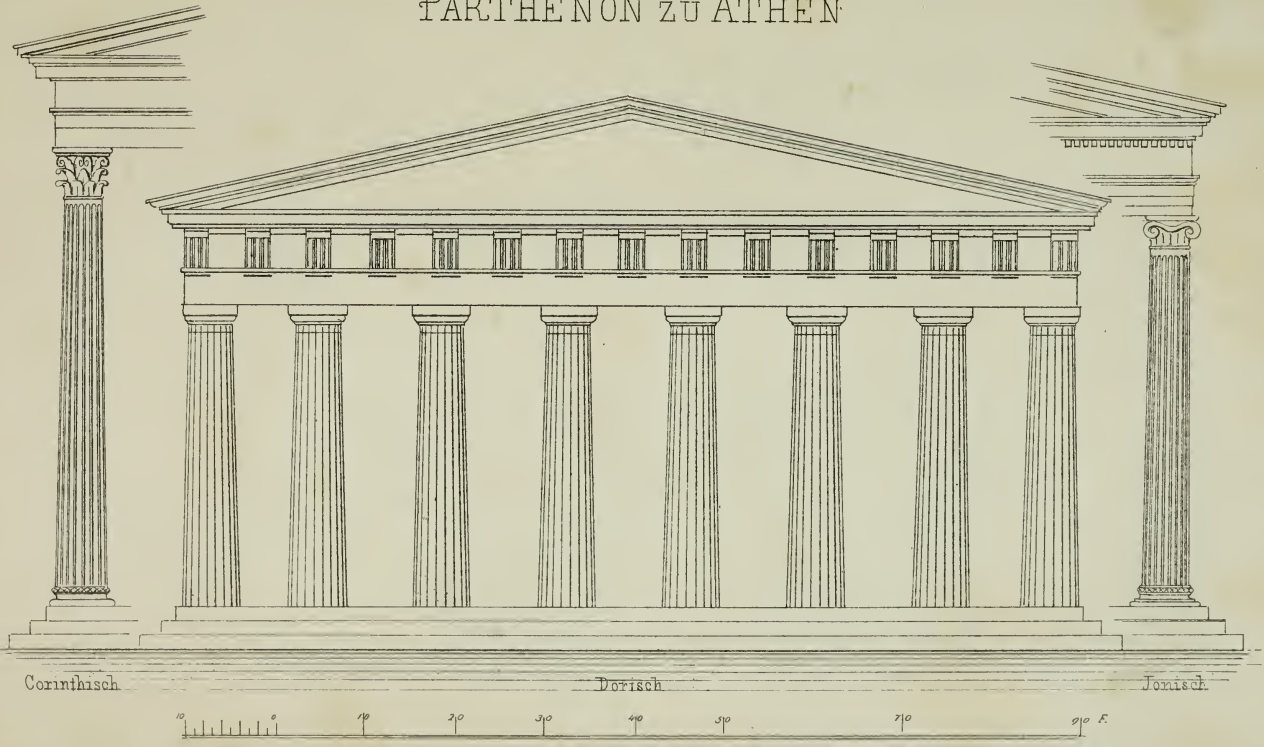
Lith. v. E. Fetter, Hannover.

Ursprünglicher Holzbau.



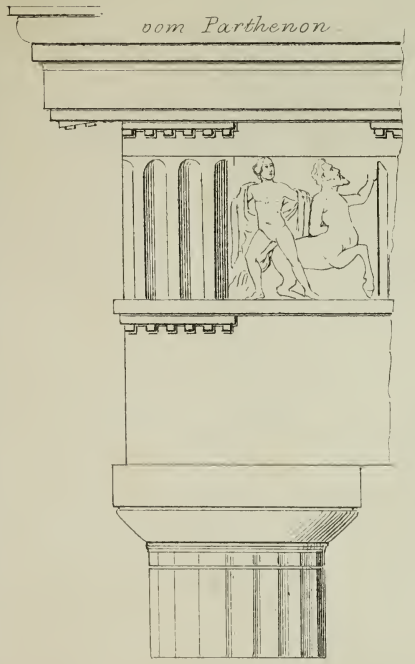
Lith. v. E. Heller, Hamburg

PARTHENON zu ATHEN



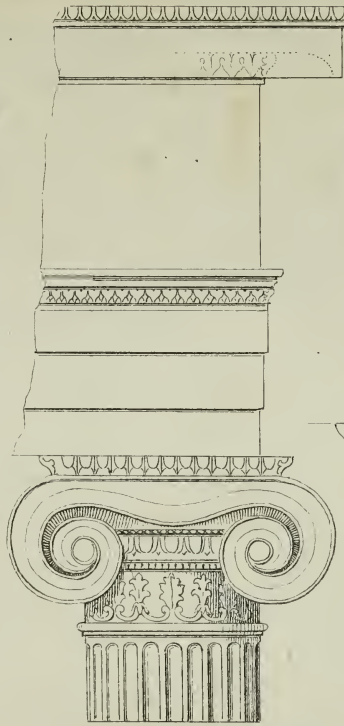
CAPITÄLE NEBST GEBÄLK.

vom Parthenon



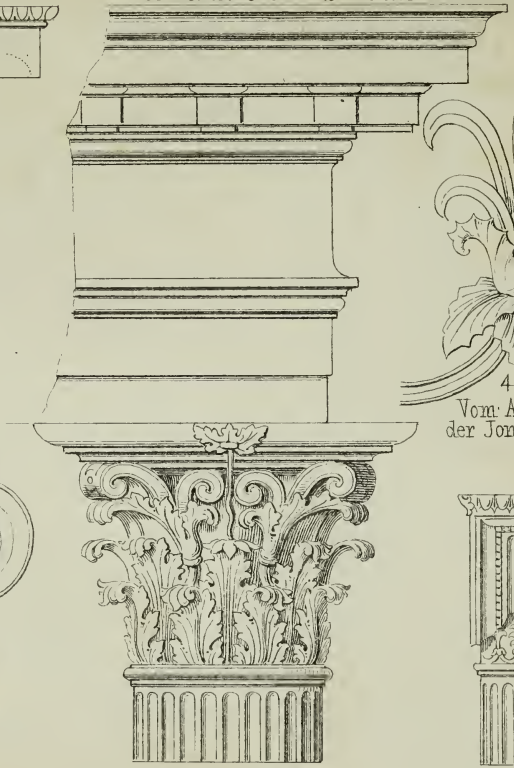
1. DORISCH.

vom Tempel d. Erechtheus.

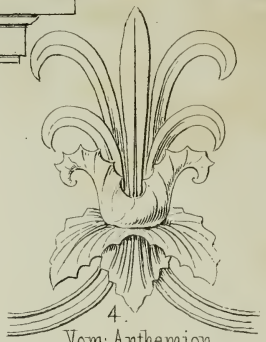


2. JONISCH.

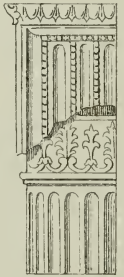
von einer Stoa zu Athen.



3. KORINTHISCH.

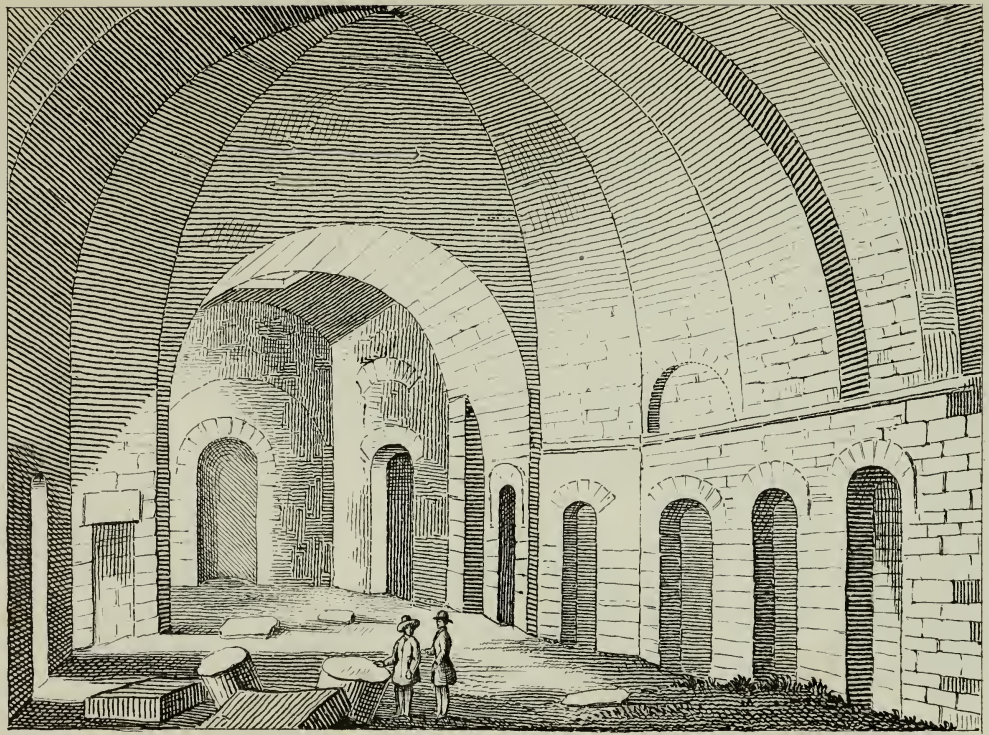


4.
Vom Anthemion
der Jonischen Säule.

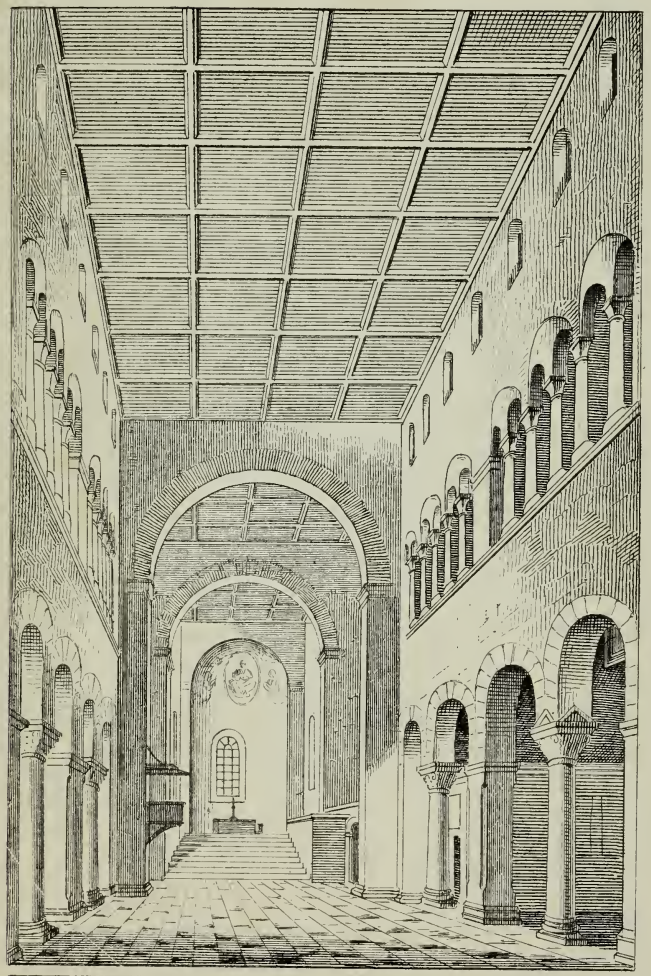


5. Seitenansicht des
Jonischen Capitäls.

Lith. v. E. Ritter, Hamburg



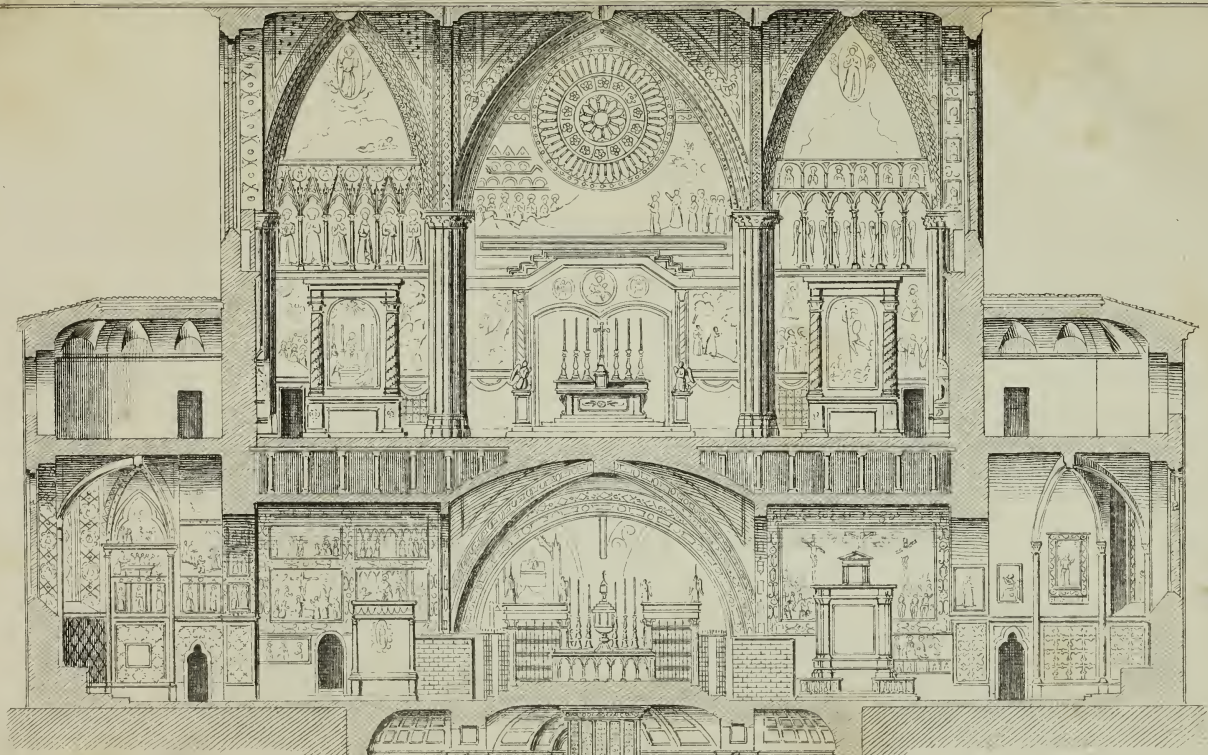
BÄDER DES SALLUST zu ROM.



Innere Ansicht der Stiftskirche zu Gernrode.

Lith. v. E. Ritter Harz.

Apostelkirche in Cöln.



KIRCHE DES HEIL. FRANCISCUS IN ASSISI.

C. Zahn, nach Moller.

Innere Ansicht der Elisabeth Kirche zu Marburg.

Lith. v. J. Rotter Hamlig

84-B28924

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01068 9921